

1,60 DM / Band 235
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Hexenabend mit Jane Collins

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 80



Hexenabend mit Jane Collins

John Sinclair Nr. 235

von Jason Dark

erschienen am 04.01.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Hexenabend mit Jane Collins

Jane Collins war in London! Sie hatte ihr Versprechen gehalten. Nachdem es ihr nicht gelungen war, Karas Schwert in die Hände zu bekommen, und John Sinclair somit nicht in Raum und Zeit verschollen blieb, versuchte sie auf eine andere Weise, das Team um den Geisterjäger zu treffen. Nicht umsonst war Jane Wikkas gelehrige Schülerin. Und sie hatte sich die Tricks und Zaubereien sehr gut eingeprägt, sie so zur Perfektion entwickelt, daß sie sie gegen Menschen einsetzen konnte. Sie tat es auch. Ihre Opfer: Das Team um John Sinclair…

Es regnete.

Der Herbst kündigte sich an. Schwere Wolken hingen am Himmel, aus denen die winzigen Tropfen als Sprüh fielen und im Schein der zahlreichen Lampen bunt oder silbern aufblitzten.

Ein Wetter, wo man darüber nachdachte, einfach im Haus zu bleiben, doch die Straßen in London waren zu dieser frühen Abendstunde brechend voll.

Auch der Reporter Bill Conolly befand sich auf der Straße. Er hockte in seinem Porsche, den er oft genug nur im Schritttempo bewegen konnte, hatte das Radio eingeschaltet, lauschte der Musik und schüttelte hin und wieder ärgerlich den Kopf, wenn er vor einer Ampelschlange oft länger als fünf Minuten warten mußte.

Bill machte sich Vorwürfe, daß er so früh gefahren war. Er hätte noch länger in der Redaktion bleiben sollen, wo er einen kleinen Artikel hingebracht hatte, aber Sheila drängte ihn, nach Hause zu kommen, da sie Karten für eine Theaterpremiere ergattert hatte.

Ein wenig Abwechslung tat gut nach den Ereignissen, die hinter den Conollys lagen. Es war hoch hergegangen, und ihrer aller Leben hatte buchstäblich am seidenen Faden gehangen, denn der Hexe Jane Collins wäre es fast gelungen, die Conollys zu töten. Dank Kara, der Schönen aus dem Totenreich, war dieser Plan schiefgelaufen, aber Jane Collins hatte noch längst nicht aufgegeben.[1] Sie befand sich weiterhin in London und lauerte auf ihre Chance.

Das nahm Bill nicht nur an, sondern rechnete fest damit. Schließlich hatte er die Worte aus Janes Mund gehört. Zusammen mit dem Freund John Sinclair hatten die Conollys überlegt, wie sie sich gegen einen überraschenden Angriff der Hexe wehren konnten, und waren zu dem Entschluß gelangt, in der Wohnung verteilt zahlreiche geweihte Kreuze aufzuhängen.

Besonders Johnny brauchte einen Schutz, und zwar einen doppelten, denn für einen Teil sorgte die Wölfin Nadine, in deren Leib die Seele eines Menschen steckte.

Bill befand sich in Nähe des Buckingham Palace und wollte in die King's Road einbiegen. Sie lag nur eine Steinwurfweite entfernt, bis er jedoch dorthin gelangte, konnte es noch gut zwanzig Minuten dauern, denn der Verkehr nahm nicht ab.

Auf der Frontscheibe des Wagens hatte sich ein Film abgesetzt. Der Sprühregen brachte auch Dreck und Staub mit, die Wischer arbeiteten im langsamsten Gang. Hin und wieder mußte Hill die Spülung einschalten, um die Scheibe freizubekommen.

Vor ihm rollte ein Lastwagen. Vorbei konnte Bill nicht, so war er gezwungen, auf dessen schmutziges Heck zu schauen und sich die dunklen Abgaswolken anzusehen, die in regelmäßigen Abständen aus dem Loch des Auspuffrohres quollen.

Bill konnte das Gebläse nicht einschalten, denn es saugte nicht nur die Luft an, sondern auch die Abgase. Die Ampel vor ihm konnte er nicht sehen, doch der Lkw fuhr wieder an, und dem Reporter quoll abermals ein Stoß grauer Wolken entgegen, die träge über die flache Schnauze des Porsche wallten und sich an der Scheibe festzuklammern schienen.

Der Reporter hoffte, bei der nächsten Phase über die Ampel zu gelangen, er wurde enttäuscht. Der Lkw blieb stehen, also mußte er auch halten.

Wieder Pause.

Bill wollte sie nutzen. Im Wagen zwischen den beiden vorderen Sitzen befand sich die Konsole mit dem Autotelefon. Bill hob den Hörer ab und tippte eine Nummer, die er auswendig kannte, nämlich seine eigene. Er wollte Sheila mitteilen, daß es leider doch später wurde. Sie sollte sich auf jeden Fall schon umziehen.

Nicht Sheila hob ab, sondern Johnny. Als er die Stimme seines Vaters hörte, wollte er sofort erzählen, wie es ihm in den letzten vier Stunden ergangen war, doch Sheila nahm ihm den Hörer aus der Hand, und Bill hörte ihre Stimme.

»Ja, Bill, was ist?«

»Ich hänge fest.«

»In einem Pub?«

»Nein. Erstens im Auto und zweitens im Verkehr.« Bill warf einen Blick nach draußen in den Regensprüh.

»Ich bin nicht mehr weit von der King's Road weg, aber noch nicht drauf. Die Ampeln haben sich heute gegen mich verschworen. Sorry.«

»Wann kannst du denn da sein?«

»Wenn es so weitergeht wie bisher, in frühestens 45 Minuten.«

»Mensch, Bill, das ist zu spät.«

Der Reporter verdrehte die Augen. »Ich kann doch auch nichts daran ändern.«

»Du hättest eben nicht fahren sollen.«

»Ja, ja, aber wer konnte ahnen, daß heute halb London auf den Beinen ist?«

»Versuch es zu schaffen.«

»Sicher.« Bill lehnte sich zurück und schaute abermals aus dem Fenster. Er sah die zahlreichen Fußgängerströme, die bei für Autofahrer auf Rot stehender Ampel die Fahrbahn gefahrlos überqueren konnten. Die meisten hatten Regenschirme aufgespannt und duckten sich unter das wasserundurchlässige Material. Dieser Sprühregen hatte die fatale Eigenschaft, im Laufe der Zeit überall durchzusickern. Die Passanten ohne Regenschirme hatten die Kragen hochgestellt oder die Kapuzen übergezogen. Deshalb fiel Bill Conolly eine Frau auf, der der Regen anscheinend nichts auszumachen schien.

Sie trug ein dunkelrotes Kostüm und soweit der Reporter erkennen konnte, keine Bluse darunter, denn im nach unten gezogenen V-Ausschnitt des Kostüms war sehr viel helle Haut zu sehen. Das Haar der Frau bestand aus nassen, blonden Strähnen, die dicht am Kopf geklatscht lagen, und auch das Gesicht glänzte naß.

Bill runzelte die Stirn. Ihm war etwas an der Person aufgefallen, doch er war sich nicht sicher, deshalb wollte er warten, bis die Frau aus dem Licht-Schatten-Spiel des langsam versinkenden Tages heraustrat und näher an den Wagen kam.

»Bill, bist du noch da?« hörte der Reporter die Stimme seiner Frau aus dem Hörer.

»Ja, natürlich.«

»Was ist denn los?«

»Warte mal, Sheila, ich glaube, ich habe da etwas gesehen…«

»Und was?«

»Eine Frau.«

»Das mußte ja kommen«, erwiderte Sheila sarkastisch.

»Nein, nicht so, wie du denkst.« Bill räusperte sich.

»Moment mal, jetzt kommt sie näher. Ich kann sie besser erkennen. Ja, jetzt sehe ich sie genau.«

»Na und? Wer ist es denn, Bill? Was hast du?«

Der Reporter gab keine Antwort, denn die Frau, die er erkannt hatte, war keine geringere als Jane Collins, die Hexe!

***

Bill Conolly wurde zum Denkmal. Er nahm nicht wahr, daß andere Fahrer hinter ihm hupten, er hörte auch nicht mehr die Stimme Sheilas, die lauter, ungeduldiger, allerdings auch besorgter wurde, er starrte nur auf die blonde Frau.

Das war Jane Collins, die Hexe!

Und sofort stieg es wieder in ihm hoch. Er sah die grauenhafte Szene im Wohnzimmer, wie Jane Collins mit dem Schwert in der Hand da gestanden hatte und alle Personen umbringen wollte. Die Worte hatte sie ihnen ins Gesicht geschrien, doch es war dank Kara nicht dazu gekommen. Jane war geflohen, zuvor hatte sie eine Drohung hinterlassen. Sie würde und wollte in London bleiben.

Dies finstere Versprechen hatte sie gehalten.

Der Lastwagen war weg, Bill stand noch immer, und der Fahrer des hinter ihm stehenden Wagens hupte wie ein Verrückter, denn er konnte nicht vor und nicht zurück, weil er ziemlich nah aufgefahren war.

Im Nu verdichtete sich der Stau.

Bill kümmerte das nicht. Er sah nur die Hexe Jane Collins, die nicht einmal fünf Schritte von seinem Porsche entfernt im Nieselregen stand

und teuflisch grinste.
Eine Waffe trug Bill bei sich. Sogar eine mit Silberkugeln geladene Beretta, und verdammt noch mal, er hatte nun endlich die Chance und wollte sie auch nutzen.
Jane durfte auf keinen Fall entkommen. Nein, die wollte er sich schnappen.
Er stieß den Wagenschlag auf.
Fast hätte er noch einen der zahlreichen Londoner Bobbies getroffen, der Polizist sprang im letzten Augenblick zurück, und Bill blieb im Wagen sitzen.
Als der Bobby ihn ansprechen wollte, winkte er ab, nahm den Hörer und rief hinein: »Ich habe Jane Collins gesehen.« Dann legte er auf und stieg aus dem Wagen.
»Was fällt Ihnen denn ein!« fuhr der Polizist ihn an. »Hat Ihr Wagen einen Defekt?«
»Nein, Sir.«
»Und warum bleiben Sie hier stehen?«
Bill schaute nicht den Bobby an, sondern blickte über dessen Schulter und sah zu Jane Collins hin, die abdrehte und langsam wegging. Für Bill kam es auf jede Sekunde an. Er durfte die ehemalige Detektivin keinesfalls laufenlassen, denn so eine Chance wie hier bekam er nicht so leicht wieder.
So schnell wie ein Maschinengewehr schießt, so schnell redete er auf den Bobby ein. »Hören Sie, Mann. Nehmen Sie sich meinen Wagen und fahren Sie ihn zur Seite. Ich lasse den Schlüssel stecken. Die Karre hole ich mir später ab. Aber ich habe etwas Dringendes zu erledigen, was keine Sekunde Aufschub duldet.«
Der Bobby glaubte zu verstehen. »Die öffentlichen Toiletten sind aber noch ein Stück…«
»Danke, danke.« Bill winkte ab und rannte mit wehendem Trench los, denn er hatte den Mantel im Wagen einfach angelassen.
In der Nähe des Buckingham Palace herrscht immer Verkehr. Nicht nur Autos sind unterwegs, auch zahlreiche Fußgänger. Weniger die Einwohner von London als Touristen, die, mit Kameras bewaffnet, Schnappschüsse ergattern wollen. Soviel Bill in Erinnerung hatte, war Jane Collins nach rechts gelaufen, in Richtung Grosvenor Place, einer Straße, die die südliche Begrenzung um den Buckingham Palace bildet.
Was wollte sie dort?
Bill war es egal, er mußte nur die Spur dieser Person wiederfinden und sie dann stellen.
Der Wind hatte gedreht. Feiner Regen sprühte von der linken Seite heran und näßte Bills Wange. Der Reporter wischte die Nässe aus seinem Gesicht und suchte verzweifelt die Person, die er als Jane

Collins identifiziert hatte.

Wo sie sich aufhielt, konnte er nicht sagen, vielleicht hatte er sich auch getäuscht und Jane war nur eine Einbildung. Durchaus im Bereich des Möglichen liegend, denn der Reporter hatte sich in letzter Zeit sehr oft mit Jane Collins beschäftigt.

Leider konnte er wegen der aufgespannten zahlreichen Regenschirme nicht viel sehen, zudem waren die Lichtverhältnisse äußerst ungünstig, aber er wollte nicht aufgeben. Bill mußte Klarheit bekommen, sonst drehte er noch durch.

In der Nähe sah er die großen Parkplätze für die Touristen, die sich den Buckingham Palace anschauten und auch die Wachablösung sehen wollten.

Tagsüber standen auf den Plätzen Wagen und Busse. Um diese Zeit waren die meisten Stellflächen verlassen. Und auch von den zahlreichen Andenkenbuden hatten die meisten geschlossen.

Er sah zwar noch einige Touristen meist unschlüssig und mit verbiesterten Gesichtern herumlaufen, von Jane entdeckte er nichts.

Der Reporter wollte es trotzdem noch einmal versuchen. Die Parkplätze waren nicht weit entfernt. Dahinter sah er die dunklen Kronen gewaltiger Bäume.

Da er ziemlich schnell ging, konnte er es nicht vermeiden, hin und wieder jemand anzustoßen. Er entschuldigte sich mehrere Male und erreichte schließlich die großen Parkplätze. Der Aufpasser in seinem Häuschen schaute kaum auf, als er Bill vorbeirennen sah.

Da stoppte der Reporter. Ihm war eine Idee gekommen. Die wenigen Schritte zum Parkplatzhäuschen lief er zurück, beugte sich vor und klopfte gegen die Scheibe.

Der Mann öffnete.

Bill entschuldigte sich, zeigte auch seinen Presseausweis und erntete ein freundliches Nicken sowie die Frage, wann denn mal wieder das Fernsehen kommen würde.

Bill nahm den Faden sofort auf. »Das dauert gar nicht mehr lange, Mister. Ich arbeite für das Fernsehen, und meine Kollegin ebenfalls. Die suche ich, deshalb wollte ich Sie fragen, ob Sie sie vielleicht gesehen haben.«

»Wie sieht sie denn aus?«

»Wissen Sie, Mister, sie ist blond und trägt ein Kostüm mit Ausschnitt. Sie hat ihren Regenschirm vergessen und läuft daher ohne rum. Ist Ihnen die Frau vielleicht aufgefallen, Mister?«

Der Wächter nickte.

Bill war wie elektrisiert. »Wo?«

»Fragen Sie lieber wann. Vor einigen Minuten etwa lief sie quer über den Platz und zu den Bäumen hin. Ich habe mich noch gewundert, weil sie keinen Schirm trug. Aber jetzt, wo Sie es sagen, kann ich mich

gut erinnern.«

Bill bedankte sich. Dann drehte er ab. Der Mann winkte und rief ihm noch aus seiner Bude nach. »Vergessen Sie nicht, wenn das Fernsehen kommt, ich will auch mal wieder ins Bild.«

»Klar«, antwortete Bill über die Schulter. Im Dauerlauf bewegte er sich weiter. Zeit durfte er jetzt nicht mehr verlieren. Wenn sich Jane tatsächlich dort aufhielt oder hingelaufen war, wo der Mann vermutete, dann besaß sie genügend Möglichkeiten, sich zu verstecken. Deshalb beeilte sich der Reporter so.

Unter den Bäumen parkten nur zwei Wagen der Stadtreinigung. Sonstige Fahrzeuge waren nicht vorhanden.

Die ersten Blätter lagen bereits auf dem Boden. Der Regen hatte sie durchnäßt. Etwa zwanzig Yards entfernt leuchteten Laternen. Ihr Schein reichte nicht bis zu Bill.

Bald schon hatte er die Parkflächen verlassen und ging über weichen, nassen Rasen.

Obwohl sich in der Nähe ein Zentrum des Londoner Verkehrs befand, kam sich Bill wie auf einer ruhigen Insel vor. Er hörte zwar den Verkehrslärm als gleichmäßiges Rauschen, hin und wieder hupte mal ein Wagen, aber das war schon alles.

War sie hierher gelaufen?

Bill schaute auf den Boden. Abdrücke konnte er nicht erkennen, und wenig später stand er vor einem Gitter, das das Gelände des Buckingham Palace umfriedete.

Davor blieb er stehen. Ziemlich ratlos, wie sich der Reporter eingestehen mußte.

Jane hatte ihn genarrt.

Er suchte noch zwei Minuten herum, fand nichts und machte sich wieder auf den Rückweg.

Er traute Jane viel zu, allerdings nicht, daß sie sich in Luft auflösen konnte. Und fast kam es ihm so vor, sonst hätte er wenigstens eine Spur von ihr entdeckt.

Als er den Parkplatz wieder betrat, flammten plötzlich zwei Scheinwerfer auf.

Das war vor ihm, und die langen Lichtlanzen waren so eingestellt, daß sie ihn trafen.

Bill schloß unwillkürlich die Augen, sprang zur Seite, um nicht noch weiter geblendet zu werden.

Der Wagen rollte heran.

Es war ein dunkles Fahrzeug, zudem kein Europäer, sondern ein amerikanisches Fabrikat.

Ein Cadillac!

Wer sich hinter dem Lenkrad befand, konnte der Reporter nicht erkennen, er begriff allerdings, daß von diesem Fahrzeug eine gewisse

Gefahr ausging.

Zu hören war es nicht, nur ein leises Schmatzen der Reifen auf dem regennassen Untergrund.

Lautlos rollte eine Seitenscheibe nach unten. Bill starrte wie hypnotisiert auf das Autofenster, in dessen Viereck plötzlich ein bleiches Gesicht schimmerte.

Janes Gesicht!

Also doch.

»Bill Conolly!« hörte er die Stimme der ehemaligen Detektivin. »Komm her, Bill!«

Der Reporter zog seine Waffe. So einfach wollte er sich nicht überrumpeln lassen. Dann bewegte er sich auf den Wagen zu, streckte den rechten Arm aus und zielte auf das Fenster.

Das Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln. Eine Hand erschien. Sie war zur Faust geballt, wurde vorgestreckt, so daß auch ein Arm im Wagenfenster auftauchte, und einen Augenblick später öffnete sich die Faust.

Etwas fiel zu Boden.

Bill sprang unwillkürlich zurück, er rechnete mit einer Bombe oder ähnlichem, war auch bereit zu schießen, als der Wagen wieder anfuhr. Diesmal schneller, und Bill hörte aus dem Innern und durch das offenstehende Fenster ein häßliches Lachen.

»Wir sind in London, Bill Conolly. Wir sind da!« Wieder das Lachen, dann rauschte der Wagen ab.

Er war sehr schnell, hatte die Kurve gut genommen, und Bill, der ihm nachschaute, konnte nicht einmal das Nummernschild erkennen. Auch war er noch immer überrascht, bückte sich und wollte nachschauen, was Jane Collins aus dem Wagenfenster geworfen hatte.

Es war ein Stück Papier. Darüber wunderte sich der Reporter noch mehr. Welchen Grund sollte Jane Collins gehabt haben, ihm Papier vor die Füße zu werfen?

Sie hatte es zusammengedrückt, und Bill mußte es erst noch entfalten. Dabei strich er es glatt, ärgerte sich auch, daß er gegen Jane nichts unternommen hatte, ging ein paar Schritte vor, damit er ein wenig im Hellen stand und schaute sich an, was man ihm da mitgeteilt hatte.

Es war keine schriftliche, sondern eine optische Botschaft.

Und Jane Collins hatte ihm auch kein einfaches Stück Papier vor die Füße geworfen, es war ein Foto.

Das Licht reichte aus, um das Gesicht zu erkennen, von dem die Aufnahme geschossen worden war.

Der Reporter war perplex. Mit allem hätte er gerechnet, nicht mit der Aufnahme dieser Frau.

Das Bild zeigte den Kopf von Glenda Perkins. Sie war die Sekretärin

des Geisterjägers John Sinclair.

Für die Zeitspanne von einigen Sekunden stand Bill Conolly wie versteinert da und schaute auf das Bild. In seinem Kopf wirbelten die Gedanken, obwohl er sie nicht richtig sortieren oder erfassen konnte. Er fragte sich verzweifelt, was das zu bedeuten hatte, wenn Jane Collins ihm hier das Bild von Glenda Perkins vor die Füße warf.

Es gab nur eine Lösung. Die hieß Gefahr!

Glenda Perkins mußte sich in Gefahr befinden. Etwas anderes kam für Bill nicht mehr in Frage.

Er wollte die Hand mit dem Foto schon sinken lassen, als ihm etwas auffiel. Der einsam auf dem Parkplatz stehende Reporter spürte den Regen nicht mehr, auch nicht den unangenehmen Wind, er schaute nur das Bild an und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Das Foto veränderte sich auf eine schreckliche Art und Weise. Die Gesichtszüge der Glenda Perkins - sie waren zuvor glatt und normal gewesen, zogen sich in die Breite. Sie wurden zu einem regelrechten Zerrbild. Hinzu kam der Mund, dessen Lippen sich allmählich öffneten, so daß sich zwischen ihnen eine kleine Höhle gebildet hatte.

Und dann die Augen.

Sie rollten in den Höhlen, zeigten ebenfalls den Schmerz an, den die Person spüren mußte, obwohl es nur ein Bild war, und dem Reporter kam es vor wie ein stummer Hilfeschrei.

Er war fasziniert und abgestoßen zur gleichen Zeit, denn noch etwas Schreckliches geschah.

Die Augen füllten sich mit einer dunklen Flüssigkeit. Es sah so aus, als würde sie hinter den Pupillen hochquellen, und sie breitete sich immer weiter aus.

Schließlich hatte sie den gesamten Raum eingenommen, aber die dunkle Flüssigkeit kam keineswegs zum Stillstand. Etwas trieb sie weiter, sie quoll über und lief plötzlich in dünnen Streifen über die Wangen.

Bill schaute entsetzt zu, daß sie auch das Foto verließ und seine Hand berührte.

Dort blieb sie kleben.

Bisher hatte der Reporter es nicht wahrhaben wollen. Als er nun genauer hinschaute, erkannte er es doch.

Sein Verdacht bewahrheitete sich. Was da aus den Augen gequollen und an seiner Hand klebengeblieben war, konnte man mit vier Buchstaben bezeichnen.

Blut!

***

Drei Tage Sonderurlaub!

Diese Zeit hatte mir mein Chef genehmigt, nach all dem, was hinter

mir lag. Und das war verdammt hart gewesen. Ich hatte viel erfahren und wußte endlich, wer mein Kreuz hergestellt hatte.

Etwa ein halbes Jahrtausend vor der Zeitrechnung lebte ein Mann, den man wohl als den größten Propheten des Altertums bezeichnen konnte. Hesekiel. Er, der durch seine Schriften und Propheterien berühmt geworden war und in babylonische Gefangenschaft geriet, hatte dort vielleicht sein wohl größtes, aber auch unbekanntestes Lebenswerk vollbracht und das geweihte Silberkreuz hergestellt. Durch seinen Kontakt zu anderen Welten war es ihm gelungen, das Kreuz durch die vier Erzengel weihen zu lassen. Seine großen Visionen mußten so weit in die Zukunft gegangen sein, daß er sogar wußte, wer das Kreuz einmal tragen und sein Erbe sein würde.

Nämlich ich, John Sinclair. Aus diesem Grunde waren auf dem Kreuz auch die beiden Buchstaben J und S zu lesen.

Es war unwahrscheinlich, was ich da erfahren hatte. Durch eine seltsame magische Verkettung war ich in eine Zeit geraten, die 500 Jahre nach Christi Geburt lag. Von einem Sterbenden hatte ich schließlich erfahren, was es mit dem Kreuz auf sich hatte. Und der gleiche Mann, ein Makkabäer, hatte auch das Buch mit dem Titel ›Sieben Siegel der Magie‹ geschrieben, hinter dem der Spuk, Lady X und Lupina so her waren. Natürlich hatte ich das Buch haben wollen, es war mir auch gelungen, doch eine unglückselige Verkettung von Ereignissen trug daran Schuld, daß dieses Buch zerstört war.

Im Nachhinein dachte ich anders darüber. Eigentlich war ich ganz froh, daß die alte Schrift nicht mehr existierte, so brauchten sich auch keine Wesen aus der anderen Dimension oder Welt darum zu kümmern. Das Buch war vernichtet - und fertig.

Sonderurlaub.

Darüber konnte ich nur grinsen. Ich brauchte zwar nicht ins Büro, aber wegfahren konnte ich auch nicht. Schon gar nicht an die Küste, denn der Wettergott spielte mir einen Streich. Kaum hatte ich meinen ersten Urlaubstag angetreten, da begann es zu regnen, und dieser Regen und das schlechte Wetter hielten bis zum dritten Tag an.

Ich hatte ins Büro fahren wollen, doch Sir James tobte, als er davon erfuhr. Also blieb ich zu Hause, räumte mal meine Bude auf, sah der Putzfrau zu, die mich schließlich hinauswarf, weil ich ihr im Weg stand. Ich fand mich in einer Kneipe wieder.

Ich war kein Frühschoppen-Profi, ging mit schwerem Kopf nach Hause und legte mich ins Bett.

Ich verschlief tatsächlich den Nachmittag und fast die gesamte Nacht. Eigentlich sollte man sich schämen, doch ich hatte einiges nachzuholen. Am nächsten Tag fühlte ich mich frisch und zu allen möglichen Schandtaten bereit, doch ins Büro durfte ich nicht, und so überlegte ich, was ich anstellen konnte.

Ich rief Suko an.

Er sprach nur im Flüsterton mit mir, denn der Inspektor mußte die Stellung halten. Er stöhnte mir vor, daß Sir James ihm Akten aufgeladen hatte, und meine Laune stieg ein wenig. Dann lieber in der Wohnung sitzen und den Lieben Gott einen guten Mann sein lassen, als sich mit Akten zu beschäftigen.

Meine Telefonrechnung wurde noch höher, als es mir einfiel, mit Germany zu telefonieren, denn dort saß ein Freund von mir, der Kommissar Mallmann.

Will freute sich über den Anruf, der mal privat erfolgte. Wir wurden jedoch schnell wieder dienstlich. In Stichworten erklärte ich Will, was mit meinem Kreuz geschehen war. Aufmerksam hörte der Kommissar zu und gratulierte mir dann.

»Da hast du es ja geschafft, John.«

»So einfach ist das nicht. Das Kreuz ist schließlich kein Allheilmittel.«

»Du kannst dich aber besser wehren.«

»Das stimmt.«

Wir redeten noch eine Weile herum, und auch der Name Jane Collins fiel. Mir versetzte es einen Stich. Ich hatte Jane im Haus der Conollys zwar nicht gesehen, aber ich wußte aus Erzählungen, wie sie sich aufgeführt hatte.

Es war grauenhaft, wirklich. Jane Collins, die Hexe, besaß nichts Menschliches mehr. Es hätte ihr nichts ausgemacht, die Conollys zu töten, sogar ein Kind umzubringen, und diese Tatsache hatte mir doch einen schweren Schock versetzt.

Auch nach Beendigung des Gesprächs dachte ich nur noch an die ehemalige Detektivin. Die Zeiten, in der wir zusammen gewesen waren, verblaßten ein wenig in meiner Erinnerung. Noch immer sah ich sie vor mir, wie sie mich töten wollte. Zuerst in der nachgebauten Gruselstadt und schließlich auf der Hexeninsel, wo Suko mein Leben gerettet hatte. [2]

Jane Collins war besessen. Der Geist des Rippers war in sie gefahren, hatte ihr quasi die menschliche Seele geraubt, und so wurde sie eine Beute von Wikka, der obersten aller Hexen.

Ihr machte es Spaß, Jane in ihren teuflischen Reigen zu übernehmen, und die ehemalige Detektivin reagierte ganz in ihrem Sinne. Obwohl sich meine Gedanken um sie drehten, hatte ich dennoch vor dem Zeitpunkt Angst, wenn ich ihr gegenüberstand. Ich wußte nicht, wie ich reagieren sollte. Mochte sie sein, wie sie wollte, wahrscheinlich hätte ich es nicht übers Herz bringen können, sie zu töten. Zuviel war in der Zeit davor zwischen uns gewesen.

Die Sache mit Jane Collins hatte sich tatsächlich zu einem zentralen Problem entwickelt. Ich dachte auch daran, was mir die Conollys mitgeteilt hatten.

Jane Collins wollte in London bleiben, das hatte sie deutlich genug zu verstehen gegeben. Aber über ihre Pläne hatte sie mit keinem Wort gesprochen. Hätte ich auch nicht an ihrer Stelle. Ich konnte mir allerdings vorstellen, daß diese schlimm aussehen würden und wir uns auf einiges gefaßt machen konnten.

Aus diesem Grunde wollte ich vorbeugen. Ich hatte zwar Urlaub, doch niemand konnte bestimmen, wie ich ihn verbrachte, auch mein Chef, Sir James, nicht. Anstatt faul auf dem Bauch zu liegen, wollte ich auf eigene Faust Nachforschungen anstellen, denn das Gefühl, daß etwas passierte und man nicht wußte was, das war schon ziemlich beklemmend. Vorbeugen war da besser, als hinterher im Dreck sitzen.

Ich dachte nach.

Auch das muß ein Polizeibeamter hin und wieder tun. Dabei versuchte ich, mich in die Lage der ehemaligen Detektivin zu versetzen, und kam zu dem Ergebnis, daß sie, falls sie sich in London aufhielt, vielleicht einige bekannte Plätze aufsuchte.

Wo konnte das sein?

Ihre Wohnung, die mit dem Büro gekoppelt war. Und da genau wollte ich hin.

Zuvor machte mir Shao einen Strich durch die Rechnung. Sie fühlte sich für mich verantwortlich und sorgte dafür, daß ich mittags mein Essen bekam.

Auch an diesem Tag hatte sie gekocht, ich ging zu ihr rüber und mußte mir Vorwürfe anhören.

»Wo warst du denn gestern mittag?«

»Da bin ich versackt.« Grinsend stopfte ich mir die Serviette oben in den Kragen.

Mit der Pfanne in der Hand blieb Shao stehen. »Das gibt es doch nicht!« erwiderte sie.

»Doch. Frühschoppen.«

Shao schüttelte den Kopf. »Ein Mann wie du, John, du solltest dich wirklich schämen.«

»Mach ich auch, falls ich mal Zeit habe.« Danach kümmerte ich mich um das Essen. Shao hatte sich Mühe gegeben. Es gab einen chinesischen Eintopf, der sehr gut schmeckte, dazu Fleisch aus der Pfanne, das einen süßsauren Geschmack besaß.

Shao aß ebenfalls. Sie wollte auch noch mit mir plaudern, ich aber dachte an meinen Vorsatz und winkte ab.

»Tut mir leid, Mädchen, aber ich habe keine Zeit.«

»Im Urlaub?«

Ich schaute sie an. Das Haar hatte sie hochgesteckt. Sie trug einen Pullover mit blauen Streifen und eine Hose, die unten eng zulief und an Knöcheln noch Reißverschlüsse besaß.

In ihr erwachte nach meiner Antwort das Mißtrauen, und ihre Stirn

hatte sie in scharfe Falten gelegt.
»Ja, leider«, sagte ich. »Ich hätte es mir auch gern anders gewünscht, ist aber nicht zu machen.«
»Was hast du vor?«
»Einen Kumpel aus meiner Schulzeit wollte ich treffen. Der Mann ist Vertreter und kann sich seine Arbeitszeit einteilen. Heute nachmittag wollen wir mal richtig quatschen.«
Shao blieb weiterhin mißtrauisch. »Stimmt das auch?«
»Natürlich.« Ich schaute sie aus treuen Augen an. »Weshalb sollte ich dich anlügen?«
»Nun ja, weil ich dich kenne, John, außerdem geht mich das auch nichts an.«
»Irgendwie hast du recht«, meinte ich.
Shao nahm mir die Antwort ebensowenig übel, wie ich ihr die Fragerei, stand auf, bedankte mich noch einmal für das Essen und holte aus meiner Wohnung den Mantel.
Der Bentley stand in der um diese Zeit fast leeren Tiefgarage. Suko war mit seiner Harley zum Dienst gefahren. Ich verließ die Garage und stürzte mich in den Londoner Verkehr. Eigentlich hätte ich auch mit der U-Bahn fahren können, doch dieser Gedanke war mir einfach zu spät gekommen.
So dauerte es seine Zeit, bis ich mein Ziel erreichte. Jane Collins wohnt oder wohnte in einem ähnlichen Hochhaus wie ich. Nur hatte sie dort noch ihr Büro untergebracht. Ich fand zum Glück einen Parkplatz in der Nähe und blieb vor der großen Tür stehen.
Das Schild befand sich noch immer dort. Es wies den Besucher darauf hin, daß es im vierten Stock die Detektei Collins gab. Einen Schlüssel zur Wohnung besaß ich. Jane hatte ihn mir mal gegeben, wobei ich allerdings nie davon Gebrauch gemacht hatte. Jetzt war ich froh, ihn zu besitzen. So konnte ich ohne Schwierigkeiten in die Wohnung hinein.
Auch ins Haus, doch da begegnete mir der Hausmeister. Vom Sehen her kannte ich ihn. Er war ein geschwätziger Typ, wußte auch, daß ich beim Yard arbeitete, und kaum hatte er mich entdeckt, da beschleunigte er seine Schritte.
»Mr. Sinclair!« rief er, »endlich sehe ich Sie mal.«
Ich blieb stehen und legte mein Gesicht in lächelnde Falten. »Wie geht es Ihnen denn? Ich hoffe, gut.«
Er nickte eifrig und löste seine Hände aus den Taschen des graublauen Kittels.
»Mir geht es gut, aber was ist mit Ihnen, Sir? Und vor allen Dingen mit Jane Collins. Man ist ja hier völlig durcheinander, ich habe sie wochenlang nicht gesehen. Ist ihr etwas passiert?«
Schnell hatte ich eine Ausrede parat. »Sie ist verreist.«

»Ach. Und wohin?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen. Ein Auftrag, der sie um die halbe Welt führt. Mehr hat sie auch nicht erzählt.«
»Na denn…«
»Wie ist es denn mit der Miete?« wollte ich wissen.
Da nickte er abermals sehr heftig. »Oh, die wird immer pünktlich überwiesen. Da gibt es keine Schwierigkeiten, glauben Sie mir.« Er hob die Schultern. »Bei einer Lady wie Miß Collins ist das nicht anders zu erwarten. Aber was treibt Sie her?«
»Ich muß mal in ihr Büro und dort nach einigen Unterlagen schauen.«
Der Hausmeister hatte nichts dagegen. Er fand alles richtig. Zudem war ich Polizist. Er fragte nur nach einem Schlüssel.
»Den habe ich, keine Sorge. Auch für die Wohnung.«
»Und den Weg kennen Sie ja, Sir.«
»Sicher.«
Ich ließ den Hausmeister stehen, ging zu den Lifts und fuhr hoch in den vierten Stock.
Nicht nur Jane hatte hier ihr Büro, auch einige andere kleine Firmen. Hinter manchen Türen hörte ich Klappern von Schreibmaschinen. Es klang sehr dünn.
Die Mieten waren in diesem Haus sehr hoch. Dementsprechend konnte man auch etwas von der Einrichtung verlangen. Teurer Teppichboden lag auf dem Flur, die Wände waren sauber, in die Decke hinein hatte man blendfreie Strahler installiert, und die Türen zeigten ein warmes Holz.
Ich mußte den Flur durchgehen, um zu Janes Büro zu gelangen. Bevor ich öffnete, schaute ich mir erst einmal das Schloß an.
Es sah völlig normal aus. Ich entdeckte keinen einzigen Kratzer. Hier hatte sich niemand zu schaffen gemacht.
Den Schlüssel hielt ich parat, bückte mich und schob ihn in das Schloß. Zwei Drehungen reichten, dann stand die Tür offen, und ich konnte sie nach innen stoßen.
Es war das Büro.
Jane mußte auch die Putzfrau auf irgendeine Art und Weise weiterbeschäftigen, denn ich sah nirgendwo Staub. Nicht auf den Aktenschränken, weder auf dem Schreibtisch noch auf der Schreibmaschine und auch nicht auf den Sesseln und dem Glastisch dazwischen.
Damit hatte ich nicht gerechnet, fragte mich aber gleichzeitig, ob nicht Jane Collins hin und wieder hierher kam.
Das Büro besaß zwei Räume. Einen großen und einen kleinen. Ich ließ mir Zeit mit einer Untersuchung, doch ich konnte nirgendwo Spuren finden, die auf ein Versteck der ehemaligen Detektivin

hinwiesen.
Da war nichts zu machen.
In der eigentlichen Wohnung hoffte ich, mehr Glück zu haben. Vielleicht hatte Jane eine Spur hinterlassen. Ich verließ das Büro wieder, ging ein paar Schritte weiter und stand vor der Wohnungstür.
»Da ist niemand.«
Eine Frauenstimme schallte durch den Flur. Ich drehte mich um und sah eine der Bürosekretärinnen, die eine Glaskanne mit Kaffee in der rechten Hand hielt.
»Das weiß ich.«
Die Frau wußte nicht, was sie sagen sollte, und blieb unschlüssig stehen.
Ich ging ihr entgegen. Es fehlte mir noch, daß sie Alarm schlug und mich für einen Einbrecher hielt.
Den Wohnungsschlüssel hielt ich so, daß sie ihn sehen konnte. Zudem machte ich ihr klar, daß sie einen Polizeibeamten vor sich hatte, und da erst zeigte sie sich beruhigt.
»Wissen Sie, Mister, man findet heutzutage so viele…«
»Schon recht.« Ich deutete auf die Kanne. »Der Kaffee wird kalt.«
»O ja.« Sie verschwand wieder.
Als sie die Bürotür hinter sich geschlossen hatte, eilte ich zurück und betrat Janes Wohnung.
Eine schmale Diele wie bei mir. Es roch muffig, hier hatte jemand lange Zeit nicht gelüftet.
Ich sah auch den Staub. Er lag zwar nicht fingerdick, doch man erkannte ihn bei genauerem Hinsehen. Zuerst durchsuchte ich das Schlafzimmer.
Das Bett war gemacht. Am Kleiderschrank hingen mehrere Bügel mit Blusen. Daneben zwei belegte Hosenspanner. Das Bett war gemacht, der Wäschekorb stand in der Ecke, das Fenster war geschlossen.
Ich ging ins Bad.
Normal. Ich zog die Nase hoch und nahm noch einen Hauch des Parfüms wahr, das Jane immer benutzte. Den Duschvorhang zog ich zur Seite. Das Becken war sauber, und ich mußte daran denken, wie oft ich hier gestanden und geduscht hatte.
Ein Schauer rann über meinen Rücken. Die Erinnerung ließ sich nicht wegdrängen. Das Blut rauschte in meinem Kopf. Jede Kachel in diesem Raum schien den Geist der Detektivin zu atmen, und ich spürte den Schweiß unter meinen Achseln.
Zudem glaubte ich, daß die Wohnung etwas Bedrohliches an sich hatte, irgendwie schien der Geist der neuen Jane Collins in den Räumen zu lauern.
Auf der Ablage vor dem Spiegel standen die zahlreichen Parfüm- und Duftflaschen. Wohl geordnet bildeten sie eine Reihe. Ich sah auch

Spraydosen, die ihre kleinen Düsenöffnungen in meine Richtung gedreht hatten.

Nein, hier fand ich nichts. Ich machte kehrt und hörte plötzlich das Zischen hinter mir.

Gedankenschnell sprang ich zur Seite, wirbelte gleichzeitig herum und sah die Wolken, die mir entgegensprühten.

Es war unheimlich, ich wich zurück. Mein Blick versuchte, die drei Spraydosen zu erfassen, doch sie waren von dem duftenden Zeug regelrecht eingenebelt.

Ich schüttelte den Kopf. Dafür fand ich keine Erklärung. So etwas erinnerte mich an Hexerei.

Hexerei?

Verdammt, Jane war ja eine Hexe. Ob sie vielleicht mit ihren Kräften dafür sorgte, daß die Spraydosen ihren Inhalt verloren und mich als Zielscheibe benutzten?

In diesen Dingern befand sich viel von der Flüssigkeit. Bis sie leer waren, konnte es dauern. Ich verließ das Zimmer und gelangte wieder in die Diele.

Ins Gesicht war nichts gespritzt. Nur gegen meinen Mantel. Und zwar rechts oben am Arm, wo die typische Burberry-Schnalle auf der Schulter saß. Und genau dort verlor der Stoff seine Farbe.

Meine Augen wurden groß, denn diese Lappalie an sich bereitete mir Angst. Ich konnte zusehen, wie der Stoff nicht nur seine Farbe veränderte, sondern sich auflöste, und der Verdacht, es hier nicht mit normalen Mitteln der Kosmetikindustrie zu tun zu haben, kam mir ganz automatisch.

Das war Säure!

Jawohl, eine andere Erklärung hatte ich nicht dafür. Irgendeine Kraft, wo immer sie herstammen mochte, hatte dafür gesorgt, daß der Inhalt der Spraydosen ausgetauscht wurde und sich in eine zerfressende Säure verwandelte.

Hastig streifte ich den Mantel ab und warf ihn zu Boden. Dieses Spielchen gefiel mir überhaupt nicht, und mir wurde es immer unheimlicher zumute. Zum Glück hatte sich die Säure nicht so weit durchgefressen, daß sie mein Jackett angegriffen hätte. Ein paar Minuten später wäre auch dies hingewesen.

Allmählich wurde mir die Wohnung unheimlich. Hier war nicht nur etwas geschehen, hier geschah noch was. Und ich befand mich als ein Mittelpunkt darin.

Mit Waffengewalt konnte ich gegen unsichtbare Gegner oder Hexenkräfte nichts ausrichten, deshalb holte ich mein Kreuz hervor und ließ es außen vor meiner Brust hängen.

Es sah völlig normal aus, hatte sich auch nicht erwärmt und glühte ebenfalls nicht dunkelrot wie innerhalb der gefährlichen

Drachenhöhle, als es in kurzer Zeit das Buch vernichtete.

Etwa in der Dielenmitte war ich stehengeblieben. Bisher fehlte mir noch ein Zimmer. Und zwar der Wohnraum. Ihn mußte ich durchsuchen. Unter Umständen fand ich dort die Ursache allen Übels.

Vorsichtig und immer auf dem Sprung bewegte ich mich auf die Wohnzimmertür zu.

Wie alle Türen war sie zwar ge-, aber nicht verschlossen. Ich streckte meinen linken Arm aus und legte die Hand gegen das Türblatt, während ich mit der rechten die Klinke nach unten drückte. Ein wenig quietschte sie in den Angeln, als ich sie aufdrückte. Im nächsten Augenblick löste ich meine rechte Hand von der Klinke und rammte die Tür vollends auf.

Sie wuchtete nach innen, berührte die Wand, prallte wieder zurück und ich fing sie mit dem hochgestellten Fuß ab.

Mein Blick fiel in das Zimmer.

Ich habe immer die geschmackvolle und hübsche Einrichtung bewundert. Auch jetzt hatte sich nichts verändert, sah man von den Blumen ab, die völlig verwelkt aus der Öffnung einer hohen Glasvase schauten. Ansonsten sah das Zimmer so aus, als würde der Wohnungsinhaber jeden Augenblick zurückkommen.

Auf der Couch sah ich die Kissen, über der Lehne die Bilder, die Garnitur aus Leder, die kleinen, aber bequemen Sessel, der helle Tisch mit dem Korkuntergestell, die duftigen Gardinen, hinter denen sich die Scheibe und das Grau eines trüben Vorherbsttages befanden.

Von Jane keine Spur.

Mit angespannten Sinnen betrat ich das Zimmer. Ich war gewarnt worden und wollte mich auch hier nicht überraschen lassen. Das Licht brauchte ich nicht einzuschalten, ich hatte es nur hinter mir in der Diele angeknipst, aber da verlöschte es plötzlich.

Auf einmal war der Schein, der noch durch die offene Wohnzimmertür fiel, verschwunden.

Hastig drehte ich mich um.

Die Diele war leer.

Niemand hatte den Schalter betätigt und das Licht ausgeschaltet. Höchstens der unsichtbare Geist, der in dieser Wohnung zu lauern schien.

Ich atmete tief ein. Es hatte mir doch einen Schreck gegeben. Ich merkte deutlich, daß man mich irgendwie verrückt machen wollte. Nicht mit dem scheußlichen direkten Grauen wurde ich konfrontiert, sondern mit einer anderen Sache, die man nicht fassen und kaum beschreiben konnte. Es war das nicht sichtbare, unheimliche, schleichende Gift, das in den Räumen lauerte und an den Nerven zerrte.

Hätten mir lebende Leichen gegenübergestanden, ich hätte genau

gewußt, was ich tun mußte, hier war es anders, den Gegner konnte ich nicht sehen, nicht fassen, aber ihm gelang es, mich zu beobachten.

Das gefiel mir überhaupt nicht.

Sollte ich die Wohnung verlassen? Nein, ich wollte und würde auch bleiben, geflohen war ich vor einem Problem noch nie. Deshalb lenkte ich auch meine Schritte tiefer in das Wohnzimmer.

Mein Blick fiel auf den Tisch, wo die gläserne Blumenvase stand. Auf einmal sah ich, wie sich die Blumen bewegten und allmählich aufrichteten, bevor sie wieder zusammenfielen.

Kalt kroch es mir den Rücken hinab. Es war jedoch kein Hauch, der mich gestreift hatte, dieses Gefühl wurde von meinem eigenen Körper produziert.

Ich hatte mich inzwischen entschlossen, die Initiative zu ergreifen und wollte endlich eine Entscheidung. Inmitten des Zimmers blieb ich stehen und rief mit lauter Stimme: »Jane! Jane Collins, wenn du irgendwo in der Nähe bist, zeige dich!«

Es war keine Reaktion, auf die ich besonders stolz sein konnte, aber ich wollte versuchen, das Unsichtbare, das hier lauerte, aus der Reserve zu locken.

Natürlich bekam ich keine Antwort. Wenigstens keine akustische. Die Reaktion erfolgte Sekunden später, nur anders, als ich sie mir vorgestellt hatte.

Ein seltenes Geräusch klang hinter mir auf. Ich machte ein dumpfes Klacken aus, drehte mich um und vernahm noch während der Drehung das Rauschen.

Verantwortlich dafür zeichnete sich der Fernsehapparat, der auf einem metallenen Tragestab an der Wand stand und ein weißes Gehäuse besaß. Die Kiste lief plötzlich, zeigte jedoch nur Schnee, wie man so schön sagt, und vielleicht die Andeutung eines Bildes.

Ich schaute genau hin und fragte mich, was das nun wieder zu bedeuten hatte.

Gespannt blieb ich stehen und konnte mitansehen, wie der Schnee allmählich verschwand und sich das Gesicht, von dem ich zuvor nun mehr verschwommene Umrisse gesehen hatte, stärker herauskristallisierte.

Es war das Gesicht einer Frau.

Das meiner Sekretärin Glenda Perkins!

***

Ein Spiegel hätte mir mein dummes Gesicht gezeigt, da ich jedoch keinen zur Hand hatte, spürte ich nur, daß meine Augen größer wurden und die Gesichtszüge erstarrten.

Glenda auf dem Bildschirm!

Verdammt, das gab es doch nicht. Das war irre, verrückt, völlig

absurd. Und doch sah ich den Tatsachen ins Auge. Im Viereck der Mattscheibe erkannte ich sehr deutlich und auch konturenscharf den Kopf meiner Sekretärin. Wenn das kein Hammer war, dann wollte ich zeit meines Lebens Streife laufen.

Das brauchte ich nicht, denn ich unterlag keiner Täuschung. Glenda schaute mich starr an, sie sprach dabei kein Wort, und das empfand ich als unheimlich.

Es war die Stille, die einen gespenstischen Touch bekam und mein Blut zum Kochen brachte. Es geriet in Wallung, stieg durch meine Adern in den Kopf und hämmerte hinter den Schläfen.

Nach dem Grund brauchte ich erst gar nicht zu fragen. Ich mußte ihn so hinnehmen wie er war, und meine Lippen formulierten den Namen.

»Glenda?«

Sie gab keine Antwort, sondern starrte mich nach wie vor nur stumm an. Doch der Ausdruck des Gesichts blieb nicht gleich. Er veränderte sich, und zwar begann das bei den Augen. Sie zuckten, erlebten eine Erweiterung, wobei zu beiden Seiten der Pupillen eine dunkle Flüssigkeit die Augäpfel ausfüllte.

Sie schien aus dem hinteren Teil des Kopfes hervorzuquellen, sprudelte weiter vor, überschwemmte die Augäpfel und drückte unter die unteren Ränder der Augen, so daß sie an den Wangen entlanglaufen konnte.

Blut!

Verdammt, das war Blut, was da aus den Augen quoll, Rinnsale bildete und ein dunkelrotes Muster auf die Haut zeichnete. Es hob sich stark von der Blässe ab, erreichte fast die Mundwinkel, schlug einen kleinen Bogen und rann rechts und links der Lippen auf das Kinn zu, wobei es dies auch überwand, den Hals entlanglief und schließlich im Stoff des Kleides versickerte.

Das Bild war schlimm. Man konnte als Betrachter das Gefühl bekommen, ein Gesicht ohne Augen vor sich zu haben, und statt dessen zwei mit Blut gefüllte Höhlen.

Ich schüttelte mich und zog die Schultern hoch. Inzwischen hatte ich die erste Überraschung verdaut. Mich beschäftigte bereits der Gedanke, ob dieses Bild echt war, oder ob ich einer Täuschung erlag.

Mit zögernden Schritten näherte ich mich dem Apparat und strich mit den Fingerkuppen über die Mattscheibe. Nichts geschah. Den gleichen Erfolg erzielte ich, als ich das Kreuz nahm.

Keine Reaktion.

Ich ging wieder zurück und mußte dann miterleben, daß doch etwas geschah.

Der Kopf meiner Sekretärin begann zu wackeln. Er schlug aus wie ein Pendel, einmal nach links und wechselte danach die Richtung. Dreimal sah ich diesen Vorgang, beim vierten Versuch kippte der

Schädel weg, als hätte man ihn mit einem glatten Schwerthieb vom Rumpf getrennt.

Plötzlich lag der Kopf waagerecht. Ich sah den Halsstumpf, aus dem jedoch kein Blut rann, dafür lief es weiterhin aus den Augen, und es versickerte in langen, roten Bahnen.

Ich stand auf dem Fleck und rührte mich nicht. Die Szene, die man mir da vorführte, traf mich tief, auf mich wirkte es, als würde der Kopf der Glenda Perkins ausbluten.

Noch immer lag er um 90 Grad gekippt. Er verlor weiterhin Blut, aber etwas änderte sich.

Der Kopf begann zu sprechen.

Und aus dem Mund drang nicht die Stimme von Glenda Perkins, sondern die der ehemaligen Detektivin Jane Collins.

»Willkommen in meiner Wohnung, Geisterjäger!«

***

Suko schaute von seinen Akten hoch und reagierte sich durch ein tiefes Stöhnen ab. Am liebsten hätte er die Akten aus dem Fenster gefeuert. Da dies für ihn unangenehme Konsequenzen gehabt hätte, ließ er es lieber bleiben und vertiefte sich weiterhin in das Studium der letzten Berichte.

Wie alle schriftlichen Unterlagen würden auch sie in den einbruchsicheren Panzerschränken des Yard landen und dort für die Nachwelt liegenbleiben.

Als die Tür zum Nebenzimmer geöffnet wurde, schaute der Inspektor kaum auf, er wußte, daß es Glenda Perkins war, und hörte schon wenig später ihre Stimme.

»Ich werde dann gehen, Suko.«

Der Chinese schaute auf seine Uhr. »Schon wieder früher Feierabend machen«, erwiderte er grinsend und fügte hinzu: »Ich wünsche auf jeden Fall gute Besserung.«

»Danke. Morgen werde ich sicher wieder durcharbeiten können.«

»Ist bestimmt 'ne Grippe. Der Herbst kommt allmählich, und da stellt sich der Körper um.«

»Wissen Sie denn kein Mittel?«

»Doch.«

»Und was?«

»Schlafen.«

Glenda lachte, setzte ein »See you« hinzu und verschloß die Tür, so daß Suko allein zurückblieb.

Wie mies es ihr ging, hatte Glenda überhaupt nicht erwähnt. Seit dem gestrigen Tage hatte sie das gespürt, und es war eine Krankheit, die man kaum definieren konnte, weil sie einmal vorhanden war und wenig später verschwand.

Glenda deckte noch ihre Maschine ab. Dann griff sie zu Schirm und Mantel.

Sie war zwar mit dem Wagen gekommen, aber sie traute sich nicht, in den Mini-Cooper einzusteigen und nach Hause zu fahren. Wenn sie unterwegs von den Schwindelanfällen überfallen wurde, dann hätte es für sie tödlich enden können, hinter dem Steuer zu sitzen.

Aus diesem Grunde wollte Glenda auch mit einem Taxi fahren. Sie sah blaß aus. Unter den Augen lagen dunkle Ringe, ein Beweis für den wenigen Schlaf, den sie in der vergangenen Nacht bekommen hatte. Des öfteren war sie schweißnaß aufgewacht, hatte sich im Bett aufgesetzt und über den Grund des plötzlichen Erwachens nachgegrübelt.

Sie fand ihn nicht.

Es schmerzte nichts, es ging ihr auch seelisch nicht schlecht, nur die seltsame Mattheit nahm immer stärker und auch öfter von ihrem Körper Besitz. Daraus resultierte eine Unkonzentriertheit, wie sie Glenda noch nie erlebt hatte. In den letzten Stunden war sie oft minutenlang völlig abwesend gewesen, danach fühlte sie sich wieder wohl und konnte weitermachen.

Trotzdem war Glenda sehr beunruhigt. Sie hatte sich vorgenommen, zu Hause sofort ins Bett zu gehen. Sollte sich die unheimliche Krankheit am nächsten Tag nicht gebessert haben, wollte sie einen Arzt aufsuchen. Fast erschreckte sie sich, als der Lift plötzlich vor ihr stoppte. Sie mußte nur die Tür aufstoßen.

Glenda betrat die Kabine.

Urplötzlich kam der Schweißausbruch, kaum daß sie den Knopf unter ihrem Zeigefinger vergraben hatte.

Es ging abwärts.

Schnell war die Fahrt, Glenda schwindelte. Sonst hatte ihr so etwas nichts ausgemacht, doch zu diesem Zeitpunkt und während ihres Zustandes verglich sie die Liftfahrt mit der Auf- und Abbewegung einer großen Wikingerschaukel.

Endlich stoppte der Lift.

Zwei Personen wollten einsteigen. Kollegen, die Glenda kannte. Ihre Gesichter sah sie verschwommen. Sie taumelte den beiden entgegen, die einen erstaunten Ruf ausstießen und die junge schwarzhaarige Frau auffingen.

»Miß Perkins, was ist los?«

Glenda lag etwas vornübergebeugt, der Boden drehte sich vor ihren Augen, und die Männer mußten sie wieder in die Senkrechte schieben. »Danke, aber ich bin gestolpert.«

Sie stand - und sah klar.

Der Anfall war vorbei. Sie war nur sehr blaß, auf ihrer Stirn lag der Schweiß, und einer der Kollegen hakte noch einmal nach. »Ist auch

tatsächlich alles in Ordnung, Miß Perkins?«
»Natürlich, danke. Sie brauchen sich keinerlei Sorgen zu machen.«
»Na denn.«
Glenda wurde losgelassen. Forsch wie immer schritt sie zum Ausgang. Den Schirm hatte sie mit der Krücke über ihren Unterarm gehängt, der Mantel stand offen, die Tasche war geschultert.
Eine völlig normale Glenda Perkins verließ das Yard Building.
In London braucht man nur in dringenden Fällen ein Taxi vorzubestellen. Es fahren genügend herum, so fiel es auch Glenda nicht schwer, einen Wagen zu ergattern.
Ein kurzer Wink reichte.
Sie lief die Stufen der Treppe hinab, zog den Mantel unter dem Hals zusammen und schien sich unter den Regentropfen wegducken zu wollen; so gebückt ging sie auf den Wagen zu.
Der Fahrer gehörte zur höflichen Sorte. Er hatte die Tür bereits geöffnet.
Glenda ließ sich in den Fond fallen. Das Fahrtziel hatte sie während des Einsteigens bereits genannt.
»Wird erledigt, Madam.«
Glenda atmete prustend aus und strich mit beiden Händen durch ihr Gesicht. Es tat gut, im Wagen zu sitzen und an nichts zu denken. Im Moment fühlte sie sich wohl, schaute aus dem Fenster, sah die nassen Straßen und die Fahrzeuge, die sich fast Stoßstange an Stoßstange weiterschoben. London im Regen, dazu noch am Nachmittag, das bedeutete einen immensen Verkehr.
›Glaub nicht, daß du mir entkommst!‹
Glenda erschrak heftig, als sie plötzlich die Stimme vernahm. Sie schaute nach links, doch die Rückbank war leer. Trotzdem hatte sie das Gefühl gehabt, daß die Sprecherin der Worte direkt neben ihr gesessen hatte.
Sie wischte sich über die Augen. Hatte sie bereits Halluzinationen bekommen, oder was war? Das konnte es doch nicht geben, das durfte nicht sein, bestimmt eine Reaktion ihrer überspannten Nerven. Sie dachte an Urlaub - und sah den Kopf…
Ihren Kopf.
Und in der Stirn steckte ein Messer!

***

Der Reporter Bill Conolly hatte seinen Wagen tatsächlich parkend auf dem Gehsteig gefunden. Er war dem Bobby dankbar, fand allerdings einen Zettel am Lenkrad, worauf zu lesen stand, daß Bill sich auf einem bestimmten Revier zu melden hatte.
Der Aufforderung wollte er auch nachkommen, nur nicht jetzt, sondern später. Zuvor hatte er eine wichtigere Aufgabe zu erledigen.

Den Zettel verstaute er in der Manteltasche und rief bei John Sinclair an.

In dessen Wohnung hob niemand ab. Auch nicht im Büro, so daß Bill die Idee kam, mit Suko zu telefonieren.

Der traf gerade ein, wie Shao ihm sagte. Dann reichte sie den Hörer weiter.

»Ja, Bill, was ist denn los?«

Der Reporter räusperte sich. »Hör mal, Suko, ich kann John nicht erreichen. Weißt du, wo er steckt?«

Suko lachte. »Nein, das weiß ich nicht. Vielleicht ist er auf Bummeltour. Du weißt doch, drei Tage Sonderurlaub. Den muß der alte Knabe ja mal ausnutzen.«

»Das ist blöd.«

»Wieso?«

»Ich habe da ein seltsames Erlebnis gehabt, von dem ich John unbedingt berichten möchte.«

»Sag es mir!«

»Okay, aber halte dich fest. Mir ist Jane Collins über den Weg gelaufen!«

Suko, der sich sonst immer gut in der Gewalt hatte, zeigte sich diesmal überrascht. »Das ist doch nicht möglich«, flüsterte er. »Einfach so aus Zufall oder…«

»An einen Zufall glaube ich nicht. Die hat mich verfolgt. Denk mal ein paar Tage zurück, was sie uns versprochen hat. Sie wollte in London bleiben und sich rächen.«

»Ja, da kannst du recht haben. Ich frage mich nur, auf welche Art und Weise sie das anstellen will.«

»Die Rache?« Bill lachte. »Suko, Jane ist eine Hexe. Und Hexen können zaubern, wenn ich das mal so märchenhaft sagen darf. Sie besitzt dämonische Kräfte, und wie ich sie einschätze, wird sie die auch rücksichtslos einsetzen.«

»Dann müßten wir John warnen.«

»Das ist auch meine Ansicht.«

»Ich werde mal sehen, ob ich ihn irgendwo auftreiben kann«, sagte der Chinese. »Fährst du nach Hause?«

»Hatte ich vor.«

»All right, dann rufe ich dich zu Hause an, sollte ich Erfolg haben.«

Bill brummte ein wenig. »Wir wollten eigentlich ins Theater, aber das ist wohl hinfällig.«

»Dann spiele Sheila Theater vor«, erwiderte der Chinese und legte auf, bevor Bill ihm noch von dem seltsamen Bild erzählen konnte, das sie ihm vor die Füße geworfen hatte.

So kam es, daß die wichtige Spur zu Glenda Perkins erkaltete…

***

Das Messer steckte quer in dem Kopf, und die Klinge war so lang, daß sie an der anderen Seite wieder heraustrat.

Glenda saß für die Zeitspanne eines Atemzugs wie versteinert auf ihrem Platz.

Dann schrie sie.

Grell, markerschütternd, die Panik schüttelte sie, und der Fahrer vor ihr zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Er trat auf die Bremse, der Wagen ruckte, stand, und im gleichen Augenblick bekam das Taxi von hinten einen Stoß.

Da war jemand aufgefahren.

Der Fahrer holte tief Luft. Sein Gesicht schwoll rot an, die Hände zitterten, dann wirbelte er auf seinem Sitz herum, zog die Trennscheibe auf und fauchte seinen schreckensbleich dasitzenden weiblichen Fahrgast an. »Sind Sie eigentlich verrückt, hier so zu schreien?«

Glenda schüttelte den Kopf, sagte jedoch keinen Ton.

»Verdammt, weshalb haben Sie geschrien?«

»Der Kopf«, flüsterte sie. »Der Kopf.«

»Welcher Kopf?«

»Der mit dem Messer. Neben mir, auf dem Sitz. Er liegt da.« Sie schaute starr geradeaus. »Nehmen Sie ihn weg, bitte! Ich kann ihn nicht mehr sehen.«

Der Fahrer beugte sich so weit vor, wie es ging. Er schaute in den Fond und sah nur seinen Fahrgast, aber keinen auf dem Sitz liegenden Kopf mit einem Messer darin.

»Da ist nichts, zum Henker!«

»Nichts?« Glenda öffnete erstaunt den Mund. »Aber ich habe ihn doch selbst gesehen…«

»Dann müssen Sie sich mal eine Brille anschaffen. Ihre Augen sind schlecht. Es gibt keinen Kopf, der auf der Sitzbank liegt. Merken Sie sich das. Sie machen hier Land und Leute durch Ihr Schreien…«

Jemand klopfte heftig gegen die Scheibe. Es war der Fahrer des Wagens, der aufgefahren war. Zornrot war sein Gesicht, die Augen funkelten. Der Taxichauffeur öffnete die Tür und wollte aussteigen.

Kaum hatte er seinen Fuß ins Freie gesetzt, da begann der andere schon zu schreien.

»Verrückt, was? Hier einfach zu bremsen!«

Die beiden bekamen Streit, um den sich Glenda jedoch nicht kümmerte. Wie eine Puppe hockte sie im Fond, nur ihre nervös spielenden Hände bewiesen, daß noch Leben in ihr steckte.

Sie hörte zwar, was sich neben dem Wagen abspielte, doch ihre Gedanken waren ganz woanders. Nein, getäuscht hatte sie sich nicht. Da hatte der Kopf gelegen. Ihr Kopf war es, quer mit einem Messer durchstoßen.

Glenda schluchzte auf, senkte das Gesicht und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, bis der Driver wieder die Tür aufzog. Er sah Glenda weinen und bekam Mitleid.

»Nun machen Sie sich mal keine Vorwürfe«, sagte er, »es ist ja alles in Ordnung. Beide Wagen haben kaum etwas abbekommen, und der Knabe des anderen wird sich auch nicht mehr aufregen. Wir können weiterfahren. Bleibt es bei dem Ziel - oder…«

Glenda hob das Gesicht. »Ja, ja…«

»Ich meine, wenn Sie wollen, fahre ich Sie auch gern zu einem Arzt, junge Lady. Sie sehen schlecht aus. Ist etwas mit Ihnen? Haben Sie Ärger, Sorgen?«

»Jetzt geht es wieder.«

»Okay, dann können wir.«

Es dauerte noch etwas, bis der Fahrer seinen Wagen wieder in Bewegung setzen konnte. Er beobachtete seinen hübschen Fahrgast im Innenspiegel. Nein, die Kleine war nicht in Ordnung, das konnte er sehen. Und er hatte auch seine Erfahrungen im Laufe der Zeit gesammelt.

Der Mann versuchte ein Gespräch, doch Glenda war kaum in der Lage zu antworten.

Dann hörte sie wieder die Stimme. Jane Collins, die verdammte Hexe, sprach zu ihr.

›Na, kleine Glenda, wie hat dir die Demonstration gefallen? Gut? Das hoffe ich sehr, denn ich wollte dir nur zeigen, was ich mit dir vorhabe. Es ist übrigens das Messer des Rippers, das in deinem Schädel steckte. Noch habe ich dich geblufft, aber das wird sich ändern. Sehr bald schon, kleine Glenda!‹

»Aber der Ripper ist tot!« schrie Glenda Perkins so laut, daß der Mann am Lenkrad abermals zusammenzuckte.

Diesmal hatte er achtgegeben und bremste nicht.

Er fragte nur: »Soll ich nicht doch lieber zu einem Arzt…?«

»Nein, bitte, bringen Sie mich nach Hause«, erwiderte Glenda erschöpft. Sie rutschte im Sitz vor und breitete ihre Arme aus.

Vor einer Ampel mußten sie stoppen. Der Fahrer hatte die letzten Worte Glendas nicht vergessen, und er erkundigte sich: »Was war das mit dem Ripper?«

»Nichts«, antwortete Glenda hastig.

»Meinten Sie Jack the Ripper? Mensch, Lady, da war doch mal vor kurzem einer. Dieser Kerl, der den Mädchen immer die Haare abgeschnitten hat. Habe ich in den Zeitungen gelesen. Ehrlich.«

»Möglich.«

»Meinen Sie den?«

»Bitte, lassen Sie mich in Ruhe. Ich kann jetzt nicht antworten.«

Glenda strich ihr Haar aus der Stirn. Sie sehnte sich danach, endlich in ihrer Wohnung zu sein, und dort mußte sie einfach etwas gegen ihre Krankheit unternehmen. Aber sie wollte keinen Arzt anrufen, sondern einen anderen Mann - John Sinclair!

Auch wenn der Geisterjäger Urlaub hatte, für ihre Probleme besaß er sicherlich ein offenes Ohr.

Nach zehn Minuten Fahrt, die Glenda doppelt so lang vorkam, stoppte der Fahrer. Die Sekretärin wohnte in keinem Hochhaus, sondern in einem älteren zweigeschossigen Bau, mit kleinem Vorgarten, netter Fassade und einem Garten mit Bäumen hinter der Wohnung.

Als sie zahlen wollte, fragte der Driver: »Soll ich nicht noch mit hineinkommen, Miß?«

Glenda schüttelte den Kopf. »Das wird nicht nötig sein.«

»Wie Sie meinen.«

Die Sekretärin drückte dem Mann das Geld in die Hand und lief durch den Vorgarten. Unterwegs überfiel sie wieder der Schwindel und die Mattheit in den Beinen. Sie riß sich unwahrscheinlich zusammen. Der Fahrer sollte auf keinen Fall etwas merken, nachher fühlte er sich noch verpflichtet, sie in die Wohnung zu bringen. Das wollte Glenda nicht. Sie atmete auf, als der Mann den Motor anließ und davonfuhr.

Glenda ließ die Tasche von der Schulter rutschen, zog den Reißverschluß auf und holte ihren Schlüssel hervor. Zweimal verfehlte sie das Schloß, beim dritten Versuch klappte es endlich, und sie konnte die Tür aufschließen.

Glenda betrat den Hausflur. Zum Glück begegnete ihr die Besitzerin nicht. Sie stieg die Treppe hoch, hielt sich am blitzblanken Geländerlauf fest und atmete auf, als sie die erste Etage erreichte, wo sich auch ihre kleine Wohnung befand.

Die Tür war verschlossen. Niemand hatte sich daran zu schaffen gemacht. Obwohl Glenda einerseits froh war, ihre Wohnung betreten zu können, hatte sie doch andererseits ein wenig Angst davor, allein in den Räumen zu sitzen. John Sinclair sollte so schnell wie möglich erscheinen, nur er konnte ihr helfen, denn sie ahnte inzwischen, daß sie in einen teuflischen Kreis hineingeraten war. Durch eigene Kraft würde sie es nie schaffen, ihn zu verlassen.

Glenda stieß die Wohnungstür auf. Inzwischen war der Anfall vorüber, sie fühlte sich wieder normal, bis auf das Gefühl der Angst und der schrecklichen Bedrohung.

Ohne den Mantel auszuziehen, durchquerte sie den Flur, mußte zwei Stufen gehen und gelangte in den Wohnraum, wo auch ihr Telefon stand. Es war ein grüner Apparat, und er paßte in seiner Farbe zu den bequemen Sesseln.

Glenda blieb neben dem Telefon stehen, nahm den Hörer, preßte ihn ans Ohr und wollte die Nummer wählen.

Da versteifte sie.

Hatte sie noch vor einer Sekunde den grünen etwas warmen Kunststoff in ihrer Hand gefühlt, so änderte sich das innerhalb eines Augenblicks.

Glenda spürte etwas Glitschiges, senkte den Blick und glaubte, verrückt zu werden.

Zwischen ihren Fingern befand sich eine giftgrüne, glitschige Schlange!

***

Jane Collins' Stimme!

Verdammt, ich hatte es doch gewußt. Sie lauerte hier, vielmehr ihr Geist oder ein Teil von ihm, und sie sprach aus dem Mund meiner Sekretärin Glenda Perkins.

Ich konnte es nicht fassen, stand für einen Moment unbeweglich, beugte anschließend meinen Oberkörper nach vorn, ohne es selbst zu registrieren und schüttelte den Kopf.

»Na, Geisterjäger, wie fühlt man sich, wenn man so mit Erinnerungen überfallen wird?« Sie lachte kichernd und böse. Ein Lachen, das ich nach ihrer seltsamen Verwandlung bereits mehrmals gehört hatte. Da war nichts mehr von dem früheren glockenhellen oder leichten Lachen vorhanden, hier stand das Böse vor mir.

Der Kopf war noch immer gekippt. Blut rann weiterhin aus den Augen. Es floß irgendwohin, und mich hätte nicht gewundert, wenn es auch aus dem Apparat gequollen wäre.

Mir war nicht klar, was Jane Collins mit dieser Begrüßung bezweckte, überhaupt erschien mir ihr ganzes Auftauchen mehr als unwahrscheinlich zu sein, und hinzu kam das Gesicht der Glenda Perkins.

Da mußte etwas dahinterstecken. Leider hatte ich keine Ahnung, was es sein konnte, sondern war auf Vermutungen angewiesen.

Jane und Glenda hatten sich nie gemocht. Die beiden waren immer Rivalinnen gewesen. Ich konnte nichts daran ändern, hatte mich zurückgehalten, denn der eigentliche Grund ihrer Rivalität war ich gewesen.

Ich hatte mich damals für Jane Collins entschieden. Wir hatten herrliche Tage und Nächte miteinander verbracht, waren oft zusammengewesen, hatten die härtesten und gefährlichsten Abenteuer überstanden, wobei niemand von uns je seine Selbständigkeit aufgab. Dann war es der anderen Seite gelungen, Jane in ihre Klauen zu bekommen, und ich hatte es mit ansehen müssen.

Die Zeit danach war für mich schrecklich gewesen. Zuerst down,

später hatte ich mich verbissen in meine Arbeit gestürzt. Nach Spuren suchten wir, denn ich wollte Jane Collins finden und sie aus den Klauen der Oberhexe Wikka befreien.

Nichts erreichten wir. Trotz der modernsten Computer, die alles speicherten, auch Informationen über Hexenclans und Geheimbünde. Nichts kam dabei heraus, keine Spur, die mich auch im entferntesten zu Jane Collins geführt hätte.

Es war eine schlimme Zeit für mich, aber auch für meine Freunde, die versuchten, mir Trost zu spenden. Ich wollte mich nicht trösten lassen, hatte diejenigen, die es gut mit mir meinten, mehr als einmal vor den Kopf gestoßen, und dann kam auf uns der Fall des Satans mit vier Armen zu. In ihn wurde Glenda Perkins hineingezogen, und auch die Conollys gerieten in den Strudel. Es kam zu einem mörderischen Finale, in dem mein Bumerang das Schwert Desteros zerstörte. Damit rettete ich Bill Conolly das Leben.

Nun, wir besiegten den Satan mit den vier Armen, und irgendwie kamen Glenda und ich zusammen. Es geschah in meiner Wohnung, vielleicht waren wir beide ein wenig berauscht, und ich hatte nichts dagegen, daß Glenda bei mir übernachtete.

Wir schliefen natürlich nicht nur. Im nachhinein muß ich sagen, daß ich diese Nacht auch nicht bereute, im Gegenteil, sie hatte mir gefallen, ebenso wie Glenda.

Wir hatten abgemacht, darüber zu schweigen. Daran hielten wir uns auch. Ob Suko oder Shao trotzdem etwas bemerkt hatten, wußten wir nicht genau. Ich nahm es an, beide allerdings waren so taktvoll, nie davon zu sprechen.

Vielleicht hatte es auch Jane Collins erfahren. Es hätte ihr ja eigentlich egal sein können, jetzt, wo sie auf der anderen Seite stand, doch so recht wollte ich daran nicht glauben. Nein, ich hatte das Gefühl, es war Jane nicht egal, und ich glaubte auch, es bestätigt zu bekommen. Hätte sie sich sonst auf der Mattscheibe hinter Glendas Gesicht verborgen? Sie mußte Glenda meiner Ansicht nach hassen, und dieser Haß konnte sich in Aktionen gegen Glenda erfüllen.

Ich mußte höllisch vorsichtig sein und vor allen Dingen Glenda warnen, die sicherlich nichts von dem Netz ahnte, das sich über ihrem Kopf allmählich zusammenzog.

Es waren Gedanken, die durch meinen Kopf schwirrten, während ich auf den Bildschirm schaute.

Dort tat sich etwas.

War das Bild noch Sekunden zuvor gestochen scharf gewesen, so veränderte es sich jetzt. Die Gesichtszüge des schräg gekippten Kopfes begannen zu verwischen. Als hätte jemand mit einem Lappen darübergerieben, so kam es mir vor, und ich sah, wie ein anderes Gesicht entstand. Ebenfalls das einer Frau.

Die Haarfarbe wechselte. Glenda, die pechschwarzes Haar besaß, bekam plötzlich blonde Strähnen, gleichzeitig bewegte sich der Kopf wieder nach oben, so daß er seine normale Stellung einnahm. Die blonden Strähnen wurden breiter, verdeckten die schwarze Fülle fast vollständig, und ich sah eine blonde Haarpracht vor mir.

Hell und glatt hingen die Haare zu beiden Seiten des Gesichts herunter. An ihren Spitzen waren sie leicht gedreht, so daß sie die Andeutung einer Außenrolle bildeten.

So hatte Jane Collins ihre Frisur getragen. Und es war auch ihr Gesicht, in das ich schaute.

Hart mußte ich schlucken. Zum erstenmal nach Wochen sah ich sie wieder vor mir. Wenn auch nicht in natura, sondern auf einem Fernsehschirm. Sie war zwar vor einigen Tagen bei den Conollys erschienen, doch dort hatte ich sie nicht sehen können, weil ich später erst hinzugekommen war.

Ich hielt den Atem an.

Dieses Bild traf mich tief. Jane hatte sich nicht verändert. Beim ersten Hinsehen sah sie so aus, wie ich sie auch in Erinnerung hatte. Ein glattes, klares Gesicht, vielleicht ein wenig unbeweglich, aber mit eindrucksvollen Augen.

Bei genauerer Betrachtung erkannte ich allerdings, daß sich doch etwas verändert hatte. Der Mund war nicht mehr so voll und reif, die Lippen schienen sich verkleinert zu haben, sie waren schmaler geworden als früher. Ich meinte auch, scharfe Falten an ihren Mundwinkeln zu erkennen, und die Pupillen hatten sich ebenfalls verändert. Auf mich wirkten sie kalt, leblos, und wenn ein Gefühl darin zu lesen war, dann nur ein schlechtes.

Es war eine verwandelte Jane Collins, die ich da vor mir sah, und die mich anstarrte.

Wir maßen uns mit Blicken.

Ruhig blieb ich stehen, obwohl in meinem Innern noch immer eine Hölle von Gefühlen tobte. Ich bekam sie allerdings nicht unter Kontrolle, sie wirbelten durcheinander, doch sie alle drehten sich um Jane Collins und um mich.

Wer würde zuerst das Wort ergreifen?

Es war Jane Collins, die mich aus dem Fernseher heraus ansprach. »Ich grüße dich, John Sinclair«, sagte sie. Nur war es kein fröhlicher Gruß wie früher, sondern drei harte, hervorgestoßene Worte, die mir gleich klarmachten, daß Gefühle nicht gefragt waren und auch keine Rolle spielten.

Da ich keine Antwort gab, redete sie weiter. »Hast du die kleinen Überraschungen verdaut, John?«

»Das habe ich allerdings.«

Sie lachte bissig. »War auch erst der Anfang. Was meinst du, zu was

ich noch alles fähig bin.«

»Hat dich Wikka gut angelernt?«

Ihre Augen leuchteten plötzlich in einem seltsamen Rot, als ich den Namen Wikka erwähnte. »Und wie sie mich angelernt hat, John Sinclair, und wie! Ich war ihre beste Schülerin. Fast habe ich meine Lehrmeisterin schon erreicht. Mein Wissen vermehrt sich von Tag zu Tag.«

»Und darauf bist du stolz, nicht?«

»Ja, das bin ich, Geisterjäger. Sogar sehr stolz. Wenn Wikka und ich uns zusammentun, dann sind wir unschlagbar und erweisen dem Satan einen großen Dienst.«

»Du nimmst nicht einmal Rücksicht auf Kinder!« hielt ich ihr entgegen. »Dir hätte es nichts ausgemacht, den kleinen Johnny Conolly zu töten. Ich habe immer versucht, dich in Schutz zu nehmen oder Entschuldigungen für dich zu finden, doch als ich das hörte, da war es auch bei mir aus, Jane Collins. Du wirst verstehen können, daß ich dich niemals mehr unterstützen kann, auch Entschuldigungen kann ich für dich nicht finden, der Bruch zwischen uns ist da.«

Sie lachte mich aus. Ja, sie lachte und wollte sich überhaupt nicht beruhigen.

Meine sehr emotional gesprochenen Worte prallten an ihr ab.

»Was sollte es denn noch zwischen uns Gemeinsames geben, Geister jäger?« höhnte sie. »Nichts, gar nichts. Wir stehen auf zwei verschiedenen Seiten, und dabei bleibt es. Und nicht nur das, wir sind Feinde, ich gehorche Wikka, und du hast deine Aufgabe. Es macht mir Spaß, herauszufinden, wer von uns beiden stärker ist, und es macht mir Freude zu sehen, wie groß deine Angst ist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Jane, da hast du dich geirrt. Ich habe keine Angst vor dir.«

»Vor mir vielleicht nicht, aber du hast trotzdem Angst. Um deine Freunde. Dabei denke ich besonders an die kleine Glenda, die ja ein guter Ersatz für mich ist, oder nicht?«

Ich hatte geahnt, daß das Gespräch in die Richtung laufen würde und reagierte wütend. »Laß Glenda Perkins aus dem Spiel!«

Sie schrie fast vor Lachen. Dabei öffnete sie den Mund, und ihr Gesicht verzerrte sich zur Fratze. »Da siehst du es, Geisterjäger. Du hast Angst um sie. Du buhlst um ihre Gunst. Ich wußte es doch, und ich weiß, wie man dich treffen kann.«

»Sie hat nichts mit uns beiden zu tun!«

»Nichts?« schrie mir die ehemalige Detektivin entgegen. »Wirklich nichts, John Sinclair? Es war doch Glenda Perkins, mit der du dich sehr intensiv und vorzüglich getröstet hast. Oder irre ich mich da, Geisterjäger?«

Darauf hatte ich gewartet. Jetzt endlich ließ sie die Katze aus dem

Sack. Sie vergaß nicht, daß ich mich einer anderen Person zugewandt hatte, obwohl ich frei gewesen war und mich keinerlei Zwänge einengten.

Und sie würde ihren Haß an ihr auslassen, dessen war ich mir sicher.

»Was hat es dir denn ausgemacht?« hielt ich ihr entgegen. »Du hast dich doch für Wikka entschieden, bist eine hervorragende Beute für sie geworden und befolgst nur noch ihre Befehle.«

»Beute nicht, John, keine Beute.« Sie zog die Lippen auseinander und lachte teuflisch. »Ich bin eine Partnerin, sie akzeptiert mich, und wir stehen Seite an Seite, um den großen Vernichtungsfeldzug einzuleiten. Jetzt erst kann ich Gordon Schreiber verstehen, der damals mit ihr gekämpft hat. Auch ich habe die Faszination kennengelernt, die von Wikka ausgeht. Du solltest es dir überlegen, Geisterjäger. Wirf dein Kreuz fort und komme zu uns. Wir werden dich in Freuden aufnehmen, als Hahn im Korb des Hexenreigens. Ich kann dir den Himmel auf Erden versprechen, so daß du eine Schlampe wie Glenda Perkins vergißt…«

Sie sprach noch weiter, erging sich in obszönen Bemerkungen, und in mir begann das Blut zu kochen. Mein Gesicht war starr, doch die Wangenmuskeln zuckten so sehr, daß es schon fast anfing zu schmerzen. Die Hände hatte ich zu Fäusten geballt, und ich erlebte eine tobende und kreischende Jane Collins vor mir auf dem Bildschirm, eine echte Hexe.

»Bist du fertig?« schrie ich sie an.

Verdammt, auch ich hatte keine Nerven wie Drahtseile, irgendwann riß bei mir ebenfalls der Faden.

Sie stoppte ihre Tiraden tatsächlich, das Gesicht wurde wieder starr, und in ihre Augen trat abermals der kalte, erbarmungslose Glanz. »Deine Reaktion beweist mir, daß dir sehr viel an Glenda liegt. Ich merke schon, ihr beide paßt zusammen, aber denke immer daran, daß ich wie ein gezücktes Schwert unsichtbar über euren Köpfen schwebe und nur darauf warte, zuschlagen zu können.«

»Genug geredet«, sagte ich hart. »Laß es endlich zu einer Entscheidung zwischen uns kommen. Sollte ich den Kampf verlieren, gut, dann kann ich nichts ändern. Sollte es aber…«

»Nein, Geisterjäger, nicht so einfach«, erwiderte sie. »Ich weiß, daß es dir gelungen ist, mehr über dein Kreuz zu erfahren. Wir haben es leider nicht verhindern können, nicht Lady X, nicht Lupina und auch ich nicht, denn ich hatte zu viele Gegner vor mir. Ich wollte Karas Schwert haben, damit du nicht mehr zurückkommen konntest. Du hattest Glück gehabt, es ist mir nicht gelungen, aber wir haben längst nicht aufgegeben. Auch Lupina nicht, die nicht ihr eigenes Spiel treibt, sondern uns neutral gegenübersteht.«

»Ist sie unsterblich?« fragte ich, denn ich wußte noch immer nicht,

wieso Lupina, die Königin der Wölfe, leben konnte, obwohl ihr Lady X damals eine Garbe aus ihrer Silberkugel-MPi in den Rücken gejagt hatte. Auch ich hatte sie angeschossen, zwei Silberkugeln hatte sie von mir bekommen, als wir uns in Sarah Goldwyns Wohnung gegenüberstanden. Und Lupina lebte noch immer. Bisher hatte mir niemand Aufklärung darüber geben können, wieso dies der Fall war, vielleicht tat es Jane in ihrer Hochmütigkeit.

Sie antwortete tatsächlich. »Lupina kann nur existieren, weil sie während ihres Todes noch eine Verbindung mit ihrem Sohn Orapul eingegangen ist. Sie und ihr Sohn sind eine Person, mehr brauchst du nicht zu wissen, aber du siehst, John Sinclair, daß die Dämonen allmählich so etwas wie unsterblich werden. Macht dir das nicht Angst, willst du den Kampf nicht lieber aufgeben, der sich immer mehr zu deinen Ungunsten hinwendet?«

»Das sehe ich nicht so. Bisher habe ich die großen Erfolge erzielt, nicht die Gegenseite.«

»Ich habe geahnt, John Sinclair, daß ich dich nicht umstimmen kann«, sagte Jane Collins. »Deshalb wird der Kampf weitergehen, heute, in Zukunft, immer. Freue dich auf den Hexenabend mit Jane Collins…«

Es waren ihre letzten Worte, denn im gleichen Augenblick verblaßte das Bild, und Jane war verschwunden.

Ich schaute auf einen leeren Bildschirm und stand da wie ein begossener Pudel.

Jetzt kamen die Vorwürfe. Verdammt, warum hatte ich denn nicht mein Kreuz genommen und es gegen den Apparat geschleudert. Vielleicht hätte ich eine Chance gehabt, die Auseinandersetzung für mich zu entscheiden.

Aber steckte da nicht doch tief in meinem Innern noch ein wenig Skrupel, Jane Collins so hart und so direkt anzugreifen? Hatte ich nicht noch immer die Hoffnung, sie irgendwann einmal aus den Klauen der Oberhexe Wikka zu befreien? Obwohl eigentlich alles dagegen sprach, was Jane mir allein durch ihr Verhalten verdeutlichte.

Ich konnte es nicht überwinden, Jane Collins verloren zu haben. Zuviel war früher zwischen uns gewesen, und wenn ich ehrlich war, mußte ich eingestehen, daß ich, ging es um Jane Collins, doch ein wenig befangen reagierte.

Befangenheit ist nicht gut für einen Polizisten. Hätte ich mit Sir James, meinem Chef, darüber geredet, so wäre ich sofort von den Fällen suspendiert worden, die sich um Jane Collins drehten, und er hätte Suko an die Front geschickt, der Jane zwar auch gut kannte, aber nicht so eine Beziehung zu ihr gehabt hatte wie ich.

Aus diesem Grunde beschloß ich, die Begegnung mit der ehemaligen

Detektivin für mich zu behalten.

Sie hatte mir bewiesen, über welche Hexenkräfte sie mittlerweile verfügte. Jane Collins war es gelungen, die Technik zu manipulieren. Sie hatte sich der Magie Untertan gemacht, war von ihr auf die zweite Stelle zurückgeworfen worden, und irgendwie erschien mir dies symptomatisch für unsere Zeit.

Bisher hatten die Menschen nur an die Technik und die Fortentwicklung geglaubt. Wachstum hieß die Devise, alle Kräfte und auch Warnungen wurden in den Wind geschlagen, doch mittlerweile begann sich das Steuer zu drehen.

Jane Collins hatte mir verdeutlicht, daß Kräfte da waren, die zerstören wollten.

Die Stille in dieser Wohnung empfand ich als beklemmend. Ich drehte mich auf der Stelle, tastete mit meinen Blicken Wände und die Decke ab, wobei ich nach irgendwelchen Hinweisen suchte, die auf eine weitere Aktivität der ehemaligen Detektivin hindeuteten.

Da ich nichts fand, nahm ich mir den Fernsehapparat vor. Zuerst untersuchte ich ihn von außen, dann schaltete ich ihn ein, doch Jane Collins erschien nicht.

Es lief das normale Programm.

Ich wechselte die Sender, drückte die Knopfskala durch, sah Western, Kulturfilme, hörte Interviews, Nachrichten, alles völlig normal, nur von Jane Collins entdeckte ich keine Spur.

Ich schaltete wieder aus.

Es hatte keinen Sinn, Jane holen zu wollen. Sie machte sowieso, was sie wollte, und sie würde sich mir zeigen, wann sie es für richtig hielt.

Eins jedoch wußte ich genau. Jane hatte in ihrem Überschwang den Namen Glenda Perkins nicht nur erwähnt, sondern sich sogar mit ihrem Gesicht auf dem Bildschirm gezeigt. Meiner Ansicht nach konnte sie ihre Rache nur auf Glenda fixiert haben.

Das war gefährlich.

Ein Blick auf meine Uhr bewies mir, daß sie sich nicht mehr im Büro befand, denn sie wollte früher gehen, so etwas glaubte ich, gehört zu haben.

Wahrscheinlich war sie bereits zu Hause.

Ihre Privatnummer kannte ich auswendig, ein Telefon stand bereit, ich wählte, aber ich bekam keine Verbindung.

Nicht einmal das Freizeichen ertönte, und das machte mich stutzig und es bereitete mir gleichzeitig Angst.

Es bestand noch die Hoffnung eines Defektes, also versuchte ich es ein zweites Mal.

Wieder keinen Anschluß.

Bis ich die Stimme vernahm, und es mir kalt meinen Rücken hinabrann. Denn nicht Glenda meldete sich, sondern Jane Collins.

Steckte sie in der Wohnung?

Innerhalb einer Sekunde steigerte sich bei mir die Aufregung und Besorgnis. Der Herzschlag verdoppelte sich, das Blut stieg mir ins Gesicht, ich hatte Mühe, meine Fassung zu bewahren, und fragte mit leicht krächzender Stimme: »Wo steckst du, Jane?«

»In der Leitung.« Sie lachte. »Ich habe ein wenig mit meinen Hexenkräften gespielt, denn ich wußte, wie du reagieren würdest. Glenda liegt dir sehr am Herzen, und auch die anderen rotieren schon. Ich habe mich Bill Conolly gezeigt, er weiß bereits von den blutenden Augen, genau wie du, und damit ist auch klar, wie deine Freundin Glenda Perkins sterben wird. Ich steche ihr die Augen aus!«

Ich umklammerte den Hörer so fest, daß ich Angst haben mußte, den Kunststoff zu zerbrechen. »Wenn du das tust, Jane«, knirschte ich, »dann werde ich…«

»Gar nichts wirst du, John Sinclair. Du kannst mich nämlich nicht daran hindern. Ich bin hier der Regisseur, und nur ich allein weiß, wie das Spiel weiterlaufen wird. Das solltest du dir sehr genau merken.« Und damit unterbrach sie die Verbindung.

Auch ich warf den Hörer auf die Gabel. Verdammt, ich hatte es gewußt. Sie würde sich an Glenda heranmachen und sie in ihre teuflischen Pläne mit hineinziehen.

Ob sie sich inzwischen bei ihr befand, wußte ich nicht. Aber ich würde auf jeden Fall zu spät kommen, denn zwischen dieser und Glendas Wohnung lagen einige Meilen.

Was tun?

Mir blieb eine Chance.

Ich selbst konnte nicht eingreifen, weil ich nicht schnell genug war. Meine uniformierten Kollegen mußten mit einspringen. Sie sollten versuchen, Glenda aus der Wohnung zu holen und sie in Sicherheit zu bringen.

Während ich noch darüber nachdachte, hatte ich bereits wieder zum Telefon gegriffen…

***

Der Ekel überrollte sie wie eine Woge. Glenda sah den schmalen Kopf der Schlange, die kleinen, roten Augen und spürte, wie sich der Körper zwischen ihren Fingern bewegte.

Wegen der Nässe - Schlangen sind normalerweise trocken - war es der entsetzten jungen Frau fast unmöglich, die Schlange festzuhalten. Zudem bewegte sich auch der Kopf des Tieres unangenehm nah in ihre Richtung und näherte sich dem Gesicht.

Glenda stand noch immer wie erstarrt auf der Stelle. Sie machte in diesen Sekunden Schreckliches durch, erlebte einen regelrechten Horror, und dann überwand sie plötzlich ihre Angst, als sich ein

Schrei aus ihrer Kehle löste und sie die Schlange wegschleuderte. Die Angst hatte ihr viel Kraft verliehen, deshalb warf sie die grüne Schlange mit den roten Augen quer durch den Raum.

Das auf magische Art und Weise entstandene Tier klatschte gegen die Wand und ringelte sich noch während des Falls nach unten wieder zusammen, wobei es hinter der Couchlehne verschwand.

Das Telefon war zerstört. Ein Apparat ohne Hörer, nur das Gestell und die Wähltastatur waren noch vorhanden.

Glenda interessierte nicht, wieso diese Magie so stark hatte zuschlagen können, sie wußte nur, daß sie sich in großer Gefahr befand. Und wie konnte sie der entgehen?

Raus aus der Wohnung!

Noch hatte sich die dämonische Schlange irgendwo unter den Möbelstücken verkrochen und war nicht zum Vorschein gekommen, so daß Glenda Zeit blieb, in den Korridor zu laufen, ihn zu durcheilen und die Klinke der Wohnungstür zu packen.

Glenda hämmerte sie nach unten - und fand die Tür verschlossen.

»Neiiiin!« Ein Schrei der Enttäuschung drang aus ihrer Kehle. Sie begann zu weinen und sank vor der Tür zusammen, wobei sie die Klinke nicht losließ, sondern sich daran festklammerte, als sei sie ein Rettungsanker.

Ein lautloses Schluchzen schüttelte ihren Körper. Die Angst steigerte sich noch mehr, sie saß wie ein wildes Tier in ihr und ließ sie nicht mehr los.

Die Wohnung ist zu einer Falle geworden. Immer deutlicher wurde Glenda dies bewußt, und sie dachte daran, daß ihr als einzige Fluchtmöglichkeit nur noch das Fenster blieb.

Da mußte sie eben springen. Lieber ein gebrochenes Bein, als in die Klauen dieser dämonischen Schlange zu geraten.

Glenda Perkins quälte sich auf die Füße. Es war wirklich für sie eine Qual, und sie stützte sich zusätzlich noch an der Wand ab. Die Tür zum Wohnraum hatte sie offen gelassen. Sie ging ein paar Schritte, schaute über die drei Stufen hinweg und auch durch die offene Tür in den Wohnraum.

Die Schlange entdeckte sie nicht.

Aufatmen konnte Glenda trotzdem nicht. Sie wußte, daß die Gefahr weiterhin bestand, und sie rechnete nicht damit, daß die Schlange geflohen war.

Die wollte noch was von ihr.

Zögernd ging sie weiter. Die Arme hatte sie in einer Abwrehrbewegung ausgestreckt, und fast hätte sie die Stufen übersehen, so daß sie an einer Treppenkante abrutschte und Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren.

Es ging alles gut.

Im Wohnraum stehend schaute sie sich um. Glenda wollte wissen, wo die Schlange steckte, damit sie der Gefahr ins Auge sehen konnte. Hatte sie sich weiterhin unter den Möbelstücken verkrochen oder lauerte sie in einem anderen Versteck?

Da fiel ihr Blick auf das Telefon!

Vor Schreck übersprang ihr Herz einen Schlag, denn mit dieser Entwicklung hatte sie nicht gerechnet.

Der Apparat war völlig normal. Der Hörer lag auf der Gabel.

Glenda verstand die Welt nicht mehr. Sie holte ein paarmal tief Atem, bevor sie sich traute, weiter in den Wohnraum hineinzugehen.

Die nächste Überraschung traf sie voll.

Es gab ein dumpfes Geräusch, und einen Augenblick später flimmerte der Bildschirm.

Schwarzweißer Schnee hatte sich darauf verteilt, der sehr schnell verschwand und einem Gesicht Platz schuf.

Dem Gesicht von Jane Collins.

»Guten Abend, kleine Glenda«, sagte die Hexe, bevor sie überlaut und häßlich zu lachen begann…

***

Das kindelose Ehepaar lebte seit knapp drei Jahren in dem Haus. Es besaß die Wohnung über Glenda Perkins, wo die Wände bereits schräg zuliefen.

Er hieß Trevor Parness, war 42, und arbeitete schichtweise in einer Reifenfabrik.

Sie hörte auf den Namen Lilly, zählte zehn Jahre weniger als ihr Mann und verdiente als Serviererin ihr Geld in einem Lokal, das nicht gerade den besten Ruf hatte.

Durch die Schichtarbeit ihres Mannes sahen sich beide äußerst selten, dies trug auch dazu bei, daß sie sich auseinandergelebt hatten. Pro Monat gab es nur zwei Tage, wo beide frei hatten und sie sich ein wenig Privatleben gönnen konnten.

So war es auch an diesem Abend. Sie hatten beide lange geschlafen und waren danach zum Einkaufen gefahren. Lebensmittel mußten besorgt werden. Ihren Austin Allegro hatten sie vor einem Jahr gekauft, und der Wagen lief nicht nur auf Rädern, sondern auch auf Wechseln. Den Wunsch, das Fahrzeug in eine Garage zu stellen, hatte sich Trevor Parness nicht erfüllen können, so ärgerte er sich jedesmal, wenn er sein Schmuckstück vor dem Haus abstellen mußte.

Beide hatte der Einkaufstrubel gestreßt, und so saßen sie mit verbiesterten Gesichtern in ihrem Wagen und atmeten auf, als sie den Allegro endlich am Straßenrand ausrollen lassen konnten.

»Du trägst aber die Tüten«, sagte Lilly und stieß bereits die Beifahrertür auf.

»Wieso ich?«
»Weil du der Kerl bist und ich die Nase voll habe. Ich bin froh, wenn ich mich hinhauen kann.«
»Müde bin ich nicht«, meinte Parness und grinste auf eine Art und Weise, die seiner Frau Bescheid gab, daß er sicherlich noch etwas von ihr wollte.
»Ich habe keine Lust.«
Trevors Grinsen erlosch. Er schaute auf die roten Haare seiner Frau, die wie ein Busch nach hinten hingen und von einer Naturkrause waren, die Lilly kaum bändigen konnte. Ihr Körper besaß die Maße, die kein Mannequin haben durfte, aber Männer, die ein Vollblutweib liebten, kamen auf ihre Kosten. Und davon gab es genug. Die Gäste der Kneipe wußten genau, was sie an ihrer Lilly hatten. Zudem zeigte sie sich nicht zimperlich, wenn einem mal die Hand ausrutschte und er die schwellenden Formen ihres Körpers nachzeichnete.
»Hast wohl wieder zuviel Abwechslung gehabt, als ich nicht da war, wie?«
Die etwas breiten und rot geschminkten Lippen der Frau verzogen sich. »Wenn ich mir einen aussuchen würde, dann keinen aus der Kneipe, das kannst du mir glauben.«
»Wen denn?«
Sie lachte hart. »Verrate ich dir doch nicht. Hol endlich die Tüten, Mann.«
Trevor brummte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart, stieg aus dem Wagen und öffnete die Heckklappe. Seine Frau ging bereits zur Tür. Mit wiegendem Gang, wie Trevor feststellen konnte. Den legte sie wohl nie ab. Immer aufreizend wirken, so lautete ihre Devise.
Zornig nahm Parness die Tüten, stellte sie ab und hieb wuchtig die Heckklappe zu. Dann packte er die Tüten wieder und folgte seiner Frau ins Haus.
Die hatte schon aufgeschlossen. Die Hauswirtin streckte noch ihren Kopf aus der Tür. Sie wollte weg, denn sie hatte einen leichten Mantel übergestreift.
Lilly sprach mit ihr über das Wetter. Als die Wirtin Trevor Parness sah, nickte sie ihm kurz zu. Die beiden mochten sich nicht. Da war vom Einzug an eine Antipathie gewesen, die sich auch nicht abstellen ließ.
»Die mag dich auch nicht«, sagte Lilly, als die Wirtin die Tür geschlossen hatte.
»Wieso auch?«
»Na ja, ich denke schon bald ähnlich.«
»Sei froh, daß du mich hast«, erwiderte Trevor und fluchte hinterher, weil er fast gestolpert wäre, als er die Stufen hochging.
Sie lachte girrend. »Glaubst du eigentlich im Ernst, daß ich keinen

anderen gekriegt hätte?«

»Der wäre schon längst flüchten gegangen, aber ein Esel wie ich bleibt noch.« Nach dieser Antwort hatte der Mann keine Lust mehr zu reden, außerdem schnaufte er wie ein altes Walroß, die Stufen waren hoch und die Treppe eng.

»Bitte sehr«, sagte Lilly spöttisch und drückte die Tür auf, die sie inzwischen geöffnet hatte.

Schweigend schritt Trevor an seiner Angetrauten vorbei und wandte sich scharf nach links, wo auch die Küche lag. Dort stellte er die Tüten ab, atmete ein paarmal tief durch und sagte: »Der Rest, meine Liebe, ist deine Sache.«

»Und du?«

»Ich haue mich vor die Flimmerkiste.«

Die Frau schälte sich aus der Jacke. Sie trug noch ihren engen roten Pullover, und der Blick des Mannes blieb auf ihrem Busen haften. »Ich könnte es mir auch überlegen«, murmelte er und grinste wieder so typisch.

»Hau ab, Mensch!«

»Wenn du dich so anstellst, kaufe ich mir bald einen Recorder und besorge mir Pornofilme.«

»Dann läßt du mich wenigstens in Ruhe«, erwiderte Lilly und begann damit, die Tüten auszupacken.

Trevor Parness verließ wütend die Küche. Dabei bedachte er seine Frau mit Namen aus der Tierwelt.

Im Wohnraum roch es wie immer muffig. Hinzu kamen die alten Möbel, die Lilly und er, von der Verwandtschaft geschenkt, mit in die Ehe gebracht hatten. Obwohl sie sich über den Kram immer aufregten, hatten sie nie das Geld gehabt, sich neue Möbel zu kaufen. Außerdem wollten sie auch nicht.

Zwei moderne Dinge standen im Zimmer.

Der Fernsehapparat und die Stereoanlage! Letztere war noch nicht abgezahlt, aber das machte beiden nichts aus.

Bevor Parness sich in den Sessel haute, suchte er noch die Flasche Gin. Er fand Whisky, Wodka, diverse Liköre, aber keinen Gin. Und gerade darauf hatte er einen besonderen Durst. Er hatte jedoch zwei Flaschen eingekauft, eine davon wollte er anbrechen.

Noch einmal ging er in die Küche, wo Lilly an einer Zigarette saugte und ansonsten einhändig die Lebensmittel verstaute.

»Wo sind die Flaschen?«

»Schon im Kühlschrank«, lautete die ebenso knappe Antwort.

Trevor ging hin, zog die Tür auf und holte die Flasche hervor. Er runzelte die Stirn. »Ist ja nicht gerade kalt«, beschwerte er sich.

»Dann trink doch Wasser.«

»Davon bekommt man Läuse in den Bauch«, sagte er lakonisch, nahm

die Flasche und verschwand wieder.

»Was macht dir das schon aus!« Die Antwort hörte Trevor nicht mehr. Er hatte sich bereits in seinen Sessel gesetzt und mit der rechten Hand die Fernbedienung geschnappt.

Was für ein Programm lief, wußte er nicht. Er würde die Kanäle mal durchlaufen lassen.

Es war nicht der teuerste Gin, den er gekauft hatte. Mit den Zähnen holte er den Korken hervor und spie ihn zielgenau in eine flache Schale.

Dann setzte er die Flasche an. Auf Gläser verzichtete er grundsätzlich, er trank nur aus der Flasche.

Der Gin tat gut. Tagsüber konnte er keinen Alkohol trinken, in der Fabrik wurde streng darauf geachtet, daß niemand die Schwelle überschritt, aber abends, besonders wenn er einen Tag später frei hatte, da schluckte er wie ein Reiher.

Erst nach einer Weile setzte er die Flasche ab, rülpste zweimal und wischte über seine Lippen. Das hatte verdammt gut getan.

Dann kam seine Frau. »Ich dachte, du wolltest fernsehen?«

»Tue ich auch.« Er beugte sich vor und nahm die Fernbedienung. Mit einem leisen Geräusch sprang der Apparat an.

Ein Film wurde gezeigt. ›High Society - Die Oberen Zehntausend ‹. Grace Kelly spielte eine der Hauptrollen. Vor wenigen Tagen war sie auf tragische Art und Weise verunglückt, und im Programm wiederholte man ihre alten Filme.

Lilly hockte sich auf die Sessellehne. Gebannt schaute sie auf den Bildschirm. Dabei schüttelte sie den Kopf. »Es tut mir leid um diese Frau. Sie war noch so jung und schön…«

Ihr Mann enthielt sich eines Kommentars, nahm wieder einen Schluck und schaltete danach auf ein anderes Programm um.

Dort wurde geboxt.

»Bist du denn verrückt?« beschwerte sich Lilly, »Ich will den Film sehen.«

»Du willst gar nichts. Ich wollte fernsehen. Du nicht, und ich bestimme auch.«

»Nein, den haben wir gemeinsam bezahlt.«

Trevor Parness grinste nur, nahm wieder einen Zug aus der Ginflasche, und die Gelegenheit wurde von der Frau sofort genutzt. Ein blitzschneller Griff, und sie hielt die Fernbedienung in der Hand. Bevor Trevor sich versah, hatte sie schon umgeschaltet, sprang auf und stellte sich so hin, daß ihr Mann sie nicht erreichen konnte. Sie drehte auch lauter, denn der weltbekannte Song »True Love« wurde von Bing Crosby und Grace Kelly intoniert.

»Wahre Liebe«, rief Lilly, was bei ihr sehr übertrieben klang.

»Gib das Ding her!« knurrte Trevor.

»Nein, laß mich.«
Trevor wurde sauer. Wenn er getrunken hatte, steigerte das seine Aggressivität noch, das wußte auch seine Frau. Bevor sich Trevor aus dem Sessel hochstemmen konnte, war sie bei ihm und reichte ihm die Fernbedienung rüber.
»Da, guck doch zu, wie sie sich gegenseitig das Gesicht zerschlagen. Ich sehe mir den Film im Kino an, der läuft sicherlich noch einmal.«
»Kannst du.« Trevor wollte umstellen, doch die Spitze des Zeigefingers blieb dicht über dem Knopf liegen. Seine Augen weiteten sich, er mußte schlukken, denn was er da sah, das gehörte in überhaupt kein Programm hinein.
Er sah eine Frau.
Blondhaarig, ein interessantes Gesicht, und die Frau begann zu sprechen.
Nur verstand das Ehepaar nichts.
»Hast du den Ton weggenommen?« fragte Lilly.
»Nein.«
»Dann ist es eine Störung. Schalt mal auf einen anderen Kanal um.« Lilly nahm wieder auf der Sessellehne Platz.
Das tat ihr Mann auch. Und beide sahen wieder das gleiche Bild wie zuvor.
Eben die Frau.
»Das muß doch mit dem Teufel zugehen«, schimpfte Trevor, wobei er nicht ahnte, wie nahe er der Wahrheit damit kam.
»Kann am Wetter liegen.«
»Ach, Unsinn, da sähen wir doch auch ein anderes Programm. Wenn auch schlecht von der Qualität, aber immerhin. Nein, nein, das liegt nicht am Wetter.«
»Woran dann?«
»Weiß ich doch nicht. Bin ich ein Prophet oder ein Fernsehfachmann?«
»Du stellst dich heute wieder an.«
Trevor gab seiner Frau keine Antwort. Statt dessen drückte er weiter auf die Kanalknöpfe.
Immer das gleiche Bild, aber keinen Ton.
Trevor fühlte die Hand seiner Frau im Nacken. »Irgendwie ist das gespenstisch«, flüsterte sie.
»Zumindest komisch«, schränkte Trevor ein.
»Da, sieh doch!« Lilly streckte ihren Arm aus. »Die Augen der Frau verändern sich. Sie werden plötzlich rot. Die… die Pupillen.« Lilly krampfte ihre Finger in den Stoff der Jacke. »Verdammt, jetzt kriege ich doch allmählich Angst.«
Trevor schwieg. Nur seine Zunge fuhr nervös über die Lippen, während auf seiner Stirn ein dünner Schweißfilm lag.

»Und wie die ihr Gesict verzerrt hat«, sagte die Frau. »Richtig schrecklich. Ich glaube, so sieht kein Mensch aus. Die wirkt auf mich, als wäre sie eine alte Frau. Häßlich…« Lilly schüttelte sich.

Ihr Mann stand auf.

»Was machst du denn jetzt?« fragte Lilly.

Trevor drehte den Daumen, so daß sein Nagel auf den Fußboden wies. »Ich werde mal nachschauen.«

»Bei der Perkins?«

»Ja.«

»Du Bock, du. Willst nur mit ihr ins Gespräch kommen. Machst der Kleinen ja schon lange schöne Augen.«

»Ach, halt doch dein Maul. Ich will nur wissen, ob sie das gleiche Malheur hat.« Er knetete seine Nase. »Du kannst ja mitkommen, wenn du willst.«

Die Frau überlegte. Als ihr Mann schon an der Tür stand, schüttelte sie den Kopf. »Nein, ich bleibe hier. Geh mal alleine. Aber komm schnell zurück.«

»Schlafen will ich da nicht!« knurrte der hochgewachsene Mann mit dem dunklen Haar.

»Du lügst, ohne rot zu werden.«

»Ach, laß mich in Ruhe.« Trevor verließ das Zimmer und auch die Wohnung.

Grinsend schritt er die Treppe hinab. Seine Frau hatte nicht so unrecht, denn die Perkins hätte er gern einmal vernascht. Sie gefiel ihm. Leider beruhte es nicht auf Gegenseitigkeit. Wenn sie sich im Flur begegneten, dann grüßte sie zwar freundlich, das war auch alles. Seine fordernden Blicke übersah sie.

Als er vor der Tür stand, holte er tief Luft, bevor er seinen Daumen unter dem Klingelknopf vergrub…

***

Glenda Perkins verstand die Welt nicht mehr. Wie konnte das Gesicht der ehemaligen Detektivin und jetzigen Hexe Jane Collins auf dem Fernsehschirm erscheinen? Zudem redete sie auch und sprach mit ihr, als würde sie hinter dem Apparat hocken und nur den Kopf durch ein bildschirmloses Gehäuse stecken.

Daß dem nicht so war, stand fest. Deshalb gab es für Glenda nur eine Alternative.

Schwarze Magie!

Es mußte Jane Collins gelungen sein, durch schwarzmagische Kräfte von der Technik Besitz zu ergreifen, eine andere Möglichkeit kam überhaupt nicht in Betracht.

Trotz der Überraschung fühlte sich Glenda sogar erleichtert. Bisher hatte sie es nur mit unerklärlichen, abstrakten Phänomenen zu tun

gehabt. Hier sah sie zum erstenmal, daß hinter allem jemand steckte. Ein Kopf des Ganzen, ein Leiter, ein Führer.

Eben Jane Collins.

Vorsichtig trat Glenda näher, so weit, daß sie nur zwei Yards von der Flimmerkiste trennten. Und auch hier stand Glenda auf dem Sprung. Sie war bereit, einer Gefahr sofort auszuweichen, sollte sie auf sie zukommen.

»Na, kleine Glenda«, höhnte die ehemalige Detektivin. »Da bist du aber überrascht.«

Glenda nickte nur.

Jane verzog das Geischt. Gestochen klar und scharf waren ihre Umrisse zu erkennen, als wäre es eine perfekt ausgeleuchtete Live-Übertragung. Glenda konnte jede Gesichtsfalte sehen, und sie prägte sich trotz der Streßsituation, in der sie sich befand, das Gesicht haargenau ein.

War etwas anders als früher?

Ja, der Ausdruck in den Augen. Er war hart, kalt, erbarmungslos, und tief in den Pupillen glaubte sie sogar, ein rotes Flimmern zu erkennen. Das war das Feuer der Hexe, die Magie, die in ihr steckte und schon als brutal zu bezeichnen war.

Ein paarmal atmete Glenda tief durch. Jetzt hatte sie sich einigermaßen gefangen und konnte sich auf die nächsten Worte der Hexe konzentrieren.

»Na?« fragte diese. »Wie war das mit John Sinclair?«

»Wieso?« Glenda verstand nicht.

»Du hast doch mit ihm geschlafen!«

Glenda erschrak. Sie konnte auch nicht vermeiden, daß sie knallrot wurde, und ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Woher wußte Jane das?

»Du brauchst nicht erst groß nachzudenken, kleine Glenda«, erklärte Jane Collins in einer spöttischen Überlegenheit. »Ich weiß vieles, was anderen verborgen bleibt.«

»Es war nicht verboten!« stieß Glenda hervor.

»Nein, das nicht. Aber du kannst dir sicherlich vorstellen, daß ich so etwas nicht gern gesehen habe. Wenn jemand was zu sagen hat, und wenn jemand etwas unternimmt, dann bin ich es. Ich lasse mich nicht hintergehen, niemand darf dies tun. Erst recht du nicht, kleine Glenda. Als ich erfahren habe, wie du es mit John Sinclair schamlos getrieben hast, da schwor ich Rache. Ich werde mich an dir rächen, Glenda. Was du bisher erlebt hast, war alles nur ein kleines Vorspiel, das kann ich dir versprechen. Heute abend werde ich meine Rache erfüllen. Hexenabend mit Jane Collins. Ich bestimme hier das Programm. Wikka hat mich sehr gut angelernt. Sie ist meine große Meisterin.«

Glenda nahm all ihren Mut zusammen. »Nichts wirst du tun. John

Sinclair ist zwar nicht hier, aber er wird kommen, da bin ich mir sicher. Er wird dich vernichten, Jane Collins, so wie es dir zusteht. Er hätte es schon vor einigen Tagen tun sollen, als du dich im Haus der Conollys aufgehalten hast. Aber er kann und er wird es nachholen, das glaube ich sicher, du verfluchte Hexe.«

»Halt dein Maul!« zischte Jane.

»Hast du Angst?« Glendas Stimme zitterte. Sie wußte selbst nicht, woher sie die Courage nahm, aber sie durfte sich jetzt nicht verrückt machen lassen, sondern mußte der Hexe klar und aufrecht gegenübertreten. Keine Panik, es wäre das Schlimmste gewesen, was ihr passieren könnte.

In ihrer Wohnung befand sich leider keine Waffe. Sie stand Jane Collins also völlig hilflos gegenüber, und als einzige Chance blieb ihr nur noch die Flucht.

Ja, sie mußte weg, raus aus dieser verdammten Falle, die zugeschnappt war.

Glenda ging zurück. An die Tür dachte sie nicht mehr, sie interessierte das Fenster. Und sie wollte die Scheibe einschlagen. Nach wie vor zeigte sich auf dem Bildschirm das Gesicht der ehemaligen Detektivin. Sie unternahm auch nichts, als Glenda sich in Bewegung setzte und ihre Schritte nach links lenkte, wo ein Tisch stand. Auf ihm befand sich eine flache Schale aus Metall. Es war ein Geschenk, und Glenda legte öfter Süßigkeiten hinein, wenn sie vor der Flimmerkiste saß und sich das Programm anschaute.

Aber kein Hexenprogramm wie jetzt.

Als sie die Tischkante am Bein spürte, blieb sie stehen. Sie zuckte zusammen, ein Schauer rann über ihren Rücken, und sie bewegte die Hand nach rechts, so daß die Fingernägel über die Platte tasteten. Dann hatte sie die Schale erreicht.

Ihre Muskeln zogen sich zusammen. Sie spürte den Druck im Magen, der Streß wurde stärker, und aus den Augenwinkeln beobachete sie die Hexe.

Jane Collins rührte sich nicht auf dem Bildschirm. Nach wie vor war ihr Gesicht dort zu sehen, und es wirkte auf Glenda wie eine unheimliche, kalte Maske.

Glenda packte die Schale.

Sie fühlte die Kälte des Metalls, ein hastiger Atemzug entrang sich ihrer Brust, und sie wunderte sich darüber, daß die Hexe überhaupt nicht reagierte, sondern so ruhig blieb.

Das Fenster lag rechts von ihr. Sie konnte es überhaupt nicht verfehlen, wenn sie die Schale schleuderte, dafür war es einfach zu groß in seinen Ausmaßen.

Sie mußte einfach etwas tun. Blieb sie tatenlos, dann würde sie noch verrückt.

Und Jane Collins rührte sich noch immer nicht. Nach wie vor war ihr Gesicht auf der Mattscheibe zu sehen, eine unbewegliche Maske, aber hatte sich der Zug um ihren Mund nicht verändert? Lag nicht ein spöttisches Lächeln auf den Lippen?

Egal, was und wie sie dachte. Glenda wollte es versuchen. Sie holte noch einmal tief Luft, dann drehte sie sich etwas nach rechts und schleuderte die Schale.

Auf direktem Weg raste sie in Richtung Fenster, jetzt mußte sie die Scheibe zerstören, doch Glenda hatte Jane Collins' Hexenkräfte unterschätzt.

Die Schale erreichte die Scheibe nicht!

Kurz vor dem Fenster kam sie zur Ruhe, drehte ab, machte sogar kehrt, und wie ein Bumerang kam sie zurück.

Für den Bruchteil eines Atemzugs stand Glenda erstarrt, einfach bewegungsunfähig. Nur ihr Gehirn arbeitete weiter, und damit wurde auch der Überlebenswille angespornt.

Deckung, so hieß die Devise!

Buchstäblich im letzten Augenblick sprang Glenda Perkins zur Seite, und das schwere Wurfgeschoß verfehlte sie um Haaresbreite. Sie glaubte, noch den Luftzug zu spüren, als sie nach hinten fiel, dann krachte die Schale gegen die Wand.

Dieses dumpfe Geräusch ließ Glenda zusammenzucken. Und sofort kam auch die Reaktion.

Glenda begann am gesamten Leib zu zittern. Über ihre Haut rannen Schauer, die sekundenlange Stille war entsetzlich, bis sie vom Lachen der Hexe unterbrochen wurde.

Es war mehr ein Kreischen, und aus ihm erklang ein ungeheurer Triumph. Dann die sich fast überschlagende Stimme: »Ja, kleine Glenda, es ist aus. Du kommst hier nicht raus. Die Wohnung ist für dich zu einer Hexenfalle geworden!«

Hexenfalle!

Das Wort echote in Glendas Hirn nach. Und wie die Falle zugeschnappt war. Nichts hätte es treffender ausdrücken können. Jane Collins war aufs Ganze gegangen und hatte gewonnen.

Glenda konnte ihr nicht mehr entrinnen. Sie schielte zur Glotzkiste.

Das Bild war verschwunden.

Es gab keine Jane Collins mehr. Ein leerer grauer Bildschirm, als wäre alles vorher nur ein Traum gewesen. Nur die rote Lampe rechts neben der Mattscheibe glühte noch, ein Zeichen, daß der Apparat weiterhin eingeschaltet war.

Spuk, Einbildung, Traum?

Glenda wischte sich über ihr Gesicht. Dann schüttelte sie den Kopf. Es war keine Einbildung gewesen, sie brauchte sich nur im Raum umzuschauen und die Schale am Boden liegen zu sehen, dann war

alles klar.
Die Szene hatte stattgefunden.
Tief atmete Glenda ein. Obwohl es still war und sie nichts mehr sah, wollten sich ihre zitternden Nerven nicht beruhigen. Sie mußte sich abstützen, weil die Knie ihr wie mit Pudding gefüllt vorkamen.
Jetzt kannst du fliehen! Versuche es!
Diese beiden Gedanken schössen durch ihren Kopf.
Im gleichen Augenblick glaubte sie, von der Straße her Rufe und Schreie zu hören. Sie konnte sich allerdings auch getäuscht haben und achtete nicht mehr darauf.
Das Fenster interessierte sie auch nicht, jetzt, wo die Hexe nicht mehr da war, wollte sie durch die Tür fliehen.
Glenda rannte in den Flur. Das Rechteck der Tür kam ihr wie ein überlebensgroßer Rettungsanker vor, aber sie sah auch, wie vor der Tür die Luft zu flimmern begann.
Da war eine Kontur. In Menschengröße über dem Boden, und diese Kontur verdichtete sich zu einer Person.
Jane Collins!
Da stand sie und lachte.
Glucksend, leise, teuflisch und triumphierend.
Glenda Perkins stoppte, wie vor eine Wand gelaufen. Ein Ruck ging durch ihren Körper, die Angst ließ sie steif werden, die Augen wurden zu großen Kugeln, und sie sah, wie Janes rechte Hand einè greifende Bewegung vollführte.
Einen Moment später hielt sie etwas in der Hand.
Ein Messer!
Die Klinge des Rippers!
Glenda hatte das Messer zwar nie gesehen, aber genug darüber gehört, so daß für sie kein Zweifel bestand, daß es sich bei dieser Waffe nur um das Mordinstrument des Rippers handeln konnte, mit dem Jane Collins auch schon den Geisterjäger John Sinclair angegriffen hatte.
Jetzt sollte sie durch das Messer sterben!
Glenda konnte es kaum fassen. Die Angst peitschte Wellen in ihrem Innern hoch, und als Jane Collins die rechte Hand ausstreckte, da wich sie automatisch zurück.
Die ehemalige Detektivin lachte. »Versuche es nur, kleine Glenda«, flüsterte sie heiser. »Versuche es nur, du entkommst mir nicht. Du kannst auch keine Hilfe erwarten, denn ich habe inzwischen zugeschlagen…« Sie lachte abermals häßlich auf. »Einen besonderen Tod habe ich mir für dich ausgedacht. Ich werde mir dein Gesicht vornehmen und davon ganz besonders die Augen. Ja, die Augen. Du sollst deinen Freund John Sinclair zwar noch spüren, aber nicht mehr sehen können, weil ich dir nämlich deine hübschen, kleinen Augen

ausstechen werde!« Nach diesen Worten begann sie hämisch zu kichern und weidete sich am Entsetzen der wehrlosen Glenda.

Die Sekretärin wußte, daß sie in einer tödlichen Falle steckte. Aus eigener Kraft kam sie hier nicht raus, und es war auch weit und breit keine Hilfe in Sicht.

Eine Waffe hatte sie ebenfalls nicht. Zudem wäre sie gegen eine Kreatur wie die jetzige Jane Collins auch nicht angekommen. Sie hatte sämtliche Brücken zu ihrem früheren Leben hin abgebrochen, lebte nur noch als Hexe und für Wikka.

Die Klinge war gefährlich. Lang und auch breit. Fast wie das Messer eines Schlachters.

Glenda stellte sich vor, wie es sein würde, wenn ihr Blut über den Stahl rann, und das Entsetzen war wie ein Ballon, der sich immer mehr mit Luft füllte und sich weiter ausbreitete, so daß er ihren gesamten Körper erfaßte und es unmöglich machte, daß sie reagierte.

Die Angst fraß in ihr!

Jane Collins kam näher. Sie drehte die Hand noch ein wenig, so daß die Spitze genau auf Glendas Gesicht wies. Wenn ihr Arm jetzt vorschnellte, war es um Glenda geschehen.

»Schau sie dir noch einmal an!« hauchte die Hexe, winkelte den Arm an, zog ihn zurück und preßte die Lippen gegen den kalten Stahl des Messers. »Bald wirst du nichts mehr sehen können, auch ihn, deinen Freund, nicht, kleine Glenda…«

Im gleichen Augenblick schellte es an der Tür.

Und Glenda stieß einen Schrei aus!

***

Im Wagen saßen zwei Polizisten. Brüder. Der eine hieß Tab Wilson, der andere Flynn. Tab war fünf Jahre älter. Bereits der Vater der beiden war Polizist gewesen, und für seine Söhne hatte es von klein auf keine andere Alternative gegeben, als ebenfalls zur Polizei zu gehen. Das lag in der Familie.

»Kennst du die Straße?« fragte Flynn.

Tab nickte. »Sicher, ich bin ein paarmal dort gewesen und habe Streife gefahren.«

Flynn war erkältet. Er nieste zweimal, bevor er fragte: »Was sollen wir da eigentlich? Hat jemand eingebrochen?«

»Nein, nur so schnell wie möglich hinfahren, haben die von der Zentrale gesagt. Wir wollen eine junge Frau überwachen.«

»Ist sie wenigstens hübsch?« erkundigte Flynn sich, ein Junggeselle.

»Weiß ich doch nicht.«

»Die in der Zentrale wissen schon, weshalb sie uns gerade Bescheid gesagt haben«, meinte Flynn und rieb sich die Hände.

Sein älterer Bruder warnte. »Mach dir mal nicht zuviele Hoffnungen,

Dicker.«

Der blonde Flynn grinste nur.

Die beiden verstanden sich ausgezeichnet. Als der Wagen in die Straße einbog, konnten sie nichts Verdächtiges feststellen. Die Dämmerung setzte bereits ein, der Streifenwagen war das einzige rollende Fahrzeug, nur am Rand parkten die Autos.

»Ist ja richtig idyllisch«, meinte Flynn, während er aus dem Fenster schaute. »Hausnummer 16, sagtest du?«

»Ja.«

»Da müssen wir noch ein paar Schritte fahren.« Flynn war ganz Auge.

Vor dem Haus parkte ein Allegro. Direkt dahinter ließ Tab den Streifenwagen ausrollen, zog den Zündschlüssel ab und sagte: »Dann wollen wir mal.« Im nächsten Augenblick fluchte er.

»Was ist?« fragte Flynn.

»Ich kriege die Tür nicht auf. Die muß klemmen.«

Flynn Wilson lachte. »Mach keinen Mist, Alter. Die Karre war beim Start noch völlig in Ordnung.«

»Ja — da…«

Flynn versuchte es an seiner Seite. Auch er bekam die Tür nicht auf. Für einen Moment blieben die beiden Brüder sitzen. Sie schüttelten fast synchron die Köpfe. So etwas war ihnen noch nie passiert.

»Ich versuche es hinten«, sagte Flynn, drehte sich auf dem Sitz und kniete sich hin. Er streckte seinen Arm aus, um den Griff der hinteren Tür zu erreichen, schaffte es, aber auch da konnte er die Tür nicht aufhebeln.

Sie war verschlossen.

»Da sitzen wir mit dummen Gesichtern«, knurrte Tab und schaute ziemlich ratlos aus der Wäsche.

»Am besten ist es, wenn wir Hilfe holen«, schlug Flynn vor.

»Die Kollegen lachen uns aus.«

»Na und?«

»Recht hast du«, sagte sein älterer Bruder und griff zum Hörer des Telefons.

Einen Augenblick später wurde er blaß. »Keine Verbindung«, murmelte er. »Das ist mir noch nie passiert.«

»Wenn es einen Spuk geben würde«, meinte Flynn, »würde ich jetzt anfangen, daran zu glauben.« Auch er wußte keine Erklärung für die beiden Phänomene.

Tab Wilson machte sich inzwischen an der Tür zu schaffen. Er faßte noch einmal nach dem Griff und wuchtete sich dann gegen die Tür, einen Erfolg erzielte er nicht.

»Wie im Knast«, sagte sein Bruder. Durch das Fenster schaute er zum Haus hinüber.

In der Haustür glaubte er, eine Gestalt zu sehen. Wenn ihn nicht alles

täuschte, war es sogar eine Frau. Leider mußte er in ein Zwielicht schauen, so daß er nicht sicher sein konnte.

»In der Tür steht jemand«, meinte Flynn trocken.

»Wink ihm doch zu.«

»Das ist eine sie!«

Tab grinste. »Noch besser für dich. Laß deinen Charme mal spielen, Junge.«

»Aber nicht aus der Entfernung.« Flynn grinste. »Ich brauche immer Körperkontakt.«

»Der dir verbaut ist«, stellte Tab trocken fest.

Wenig später wunderte er sich über das Gesicht seines Bruders, das einen seltsam angespannten Ausdruck zeigte.

»Was ist los?«

Flynn schüttelte den Kopf, als wollte er seine Antwort schon im voraus verneinen. »Ich habe das Gefühl, als würde es hier im Wagen wärmer«, sagte er.

»Wie?«

»Unter meinem Hintern. Als hätte jemand Feuer gelegt.«

Unter normalen Umständen wäre diese Antwort ein Lacherfolg wert gewesen, doch Tab Wilson hütete sich, so zu reagieren. Zuviel Unerklärliches war inzwischen geschehen. »Rück mal zur Seite, Bruderherz«, sagte er mit rauher Stimme und fühlte nach, als sich Flynn auf die Beifahrertür hin bewegt hatte.

Blitzschnell zog Tab die Hand wieder zurück. »Tatsächlich warm«, sagte er, »sogar heiß…«

Tab schielte von der Seite her auf den Sitz. Sie sahen die beiden Rauchwolken, die vom Sitz her aufstiegen und sich in der Höhe kräuselten.

»Das darf doch nicht wahr sein«, murmelte Flynn. Er tat wie sein Bruder das einzig Richtige in dieser Situation. Beide zogen ihre Waffen, packten sie am Lauf, um mit den Kolben die Scheiben einzuschlagen. Eine andere Chance, schnell aus dem Wagen zu kommen, gab es für sie nicht.

Da erlebten sie die dritte Überraschung.

Die Scheiben blieben ganz. Kein Splittern, kein Riß im Glas — nichts.

Tab stöhnte. »Da steckt der Teufel drin, verdammt. Der Teufel, kann ich dir sagen.«

»Dein Sitz!« schrie Flynn.

Jetzt hatte auch Tabs Sitz etwas abbekommen.

Der Sitz glühte sogar.

Tab Wilson schnellte hoch. Mit dem Kopf stieß er gegen die Dachverkleidung, fluchte über den Schmerz, aber der war nichts zu dem, den er eine halbe Sekunde später spürte, als er wieder auf den Sitz zurückfiel.

Bis in sein Gehirn raste es. Er begann zu schreien, wälzte sich in der Enge des Wagens so gut es ging, und Flynn reagierte gedankenschnell. Obwohl auch sein Sitz immer heißer wurde, packte er seinen Bruder an der Schulter und riß ihn mit sich zusammen nach hinten.

Die beiden Beamten erlebten in ihrem Streifenwagen die Hölle. Wie sie es schafften, in den Fond zu gelangen, wußten sie selbst nicht. Auf jeden Fall hatten sie es geschafft, doch der Gefahr waren sie nicht entronnen.

Es ging weiter.

Am Armaturenbrett setzte es sich fort. Es wurde plötzlich weich. Die Verkleidung schmolz dahin, sie war nur noch eine schwarze, quallige Masse, die Blasen warf und dann zusammengedrückt wurde, so daß sie wie ein Klumpen wirkte.

Flynn gelang es, einen Blick nach draußen zu werfen. Und er sah die Frau, die nicht mehr auf dem Platz in der Haustür stand, sondern ein Stück vorgegangen war.

Bis auf die Augen hatte sich bei ihr nichts verändert. Sie leuchteten in einem tiefen Rot und strahlten wie zwei Scheinwerfer mit glühenden Birnen.

Es war grauenhaft.

Und Flynn Wilson begriff, daß diese Frau in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorgängen stand, die sich innerhalb des Streifenwagens abspielten.

Plötzlich schlug aus den vorderen Sitzen eine Flamme. Allerdings nicht rotgelb, sondern seltsam fahl und grünlich leuchtend. Kein normales Feuer, ein magisches, das man auch nicht mit Wasser oder anderen Mitteln löschen konnte.

Höllen- oder Hexenfeuer!

»Verdammt, tu doch was!« schrie Tab, der wie sein Bruder auf die Flammenwand starrte, die anfing zu zischen und der Luft auch den Sauerstoff entriß.

Flynn saß stumm. Dann schoß er.

Die beiden Detonationen hörten sich seltsam dumpf in der Enge des Wagens an. Die Kugeln schlugen auch gegen die Scheibe, aber nicht hindurch, wurden zu Querschlägern, und die beiden Männer hatten unwahrscheinliches Glück, daß die Geschosse nicht sie trafen.

Flynn drehte durch. Er verlor die Nerven und fing an zu schreien. »Wir verbrennen hier wie die Ratten. Verdammt, wir…«

Ein Hustenanfall erstickte seine nächsten Worte.

Auch Tabs Gesicht zeigte einen gequälten Ausdruck. Er fand ebenfalls keinen Ausweg aus der Situation. Sie saßen tatsächlich in einem Gefängnis, und die Angst wuchs ungemein.

Lebensgefahr! schoß es den Polizisten durch den Kopf. Trotz ihrer Angst registrierten sie das Feuer genau. Sie konnten erkennen, daß die

Innenverkleidung des Wagens keine Flammen fing, selbst die Sitze brannten nicht, aber alles schmolz weg.

Der Wagenhimmel zog sich zusammen, der Kunststoff wurde zu einer flüssigen Masse, die in dicken Brocken nach unten fiel und auch die Polizisten nicht verschonte.

Brandwunden zeichneten ihre Körper.

Was ihnen blieb, waren Schreie. Hoffen auf Hilfe, doch wer wagte sich schon in diese grüne Hölle aus magischem Feuer, die von der hämisch lachenden Jane Collins in Szene gesetzt worden war.

Als sie erkannte, wie gut ihr Plan gelungen war, drehte sie ab, um sich weiter mit Glenda Perkins zu beschäftigen…

***

Es gab jemand, der sich in diese verdammte Hölle wagte. Dieser Jemand war ich.

Wie der Teufel war ich gefahren. Rotlicht auf dem Dach. Es verschaffte mir freie Bahn und der schwere Bentley, einmal auf Touren, wurde zu einer Rakete.

Innerlich zitterte ich. Ich machte mir große Sorgen um Jane Collins. Suko hatte ich nicht alarmiert, die Zeit fand ich nicht mehr, und auch während der Fahrt mußte ich mich so konzentrieren, daß an einen Anruf nicht zu denken war.

Nur so rasch wie möglich zum Ziel kommen.

Dann bog ich in die Straße ein. Kaum hatte die lange Kühlerschnauze des Wagens die Kurve gepackt, entdeckte ich schon den Schaden.

Da brannte etwas.

Grünes Feuer!

Augenblicklich wußte ich Bescheid. Mit grünem, dämonischem Feuer hatte ich so meine Erfahrungen gesammelt. Es war nicht normal, sondern magisch aufgeladen, und es fauchte in die Höhe, ohne Hitze abzugeben, obwohl es Menschen verbrennen konnte.

Ein magisches Phänomen eben, das man auch nicht mit Wasser, sondern mit einer Gegenmagie bekämpfen mußte.

Der Wagen mußte erst vor kurzer Zeit von den seltsamen Flammen eingehüllt worden sein, denn als ich in die Straße einfuhr, sah ich noch keine Neugierigen.

Die kamen erst aus ihren Häusern, als ich meinen Bentley am Straßenrand stoppte und aus dem Fahrzeug jumpte.

Ich sah Glendas Haus. Es gab mir einen Stich, denn ich wußte das Mädchen in Gefahr. Gleichzeitig erkannte ich innerhalb des Wagens die beiden Polizisten.

Sie bewegten sich, also lebten sie noch, und vielleicht konnte ich etwas tun.

Ich rannte auf das brennende Fahrzeug zu. Die Gaffer hielten einen

respektablen Abstand. Zwei Männer kamen mit Feuerlöschgeräten. Ich schrie die Retter an.

»Bleiben Sie weg, das können Sie nicht löschen!«

Sie stoppten tatsächlich.

Ich ging näher. Der grüne Schein erreichte auch mein Gesicht und ließ es geisterhaft bleich erscheinen, ebenfalls den übrigen Teil des Körpers. Blitzschnell hielt ich das Kreuz bereit. Mit ihm hoffte ich, das magische Feuer zu stoppen.

Es war riskant, was ich da tat, aber für mich gab es keinen anderen Weg.

Kaum hatte ich den Wagen erreicht und das Kreuz gegen die Karosserie gepreßt, da entfaltete es bereits seine Kräfte, ohne daß ich es aktiviert hatte.

Gelbweiße Blitze durchstießen die wabernde grüne Wand. Sie zerstörten sie, rissen sie auseinander, so daß sie in Fetzen davonflog und nicht mehr zu sehen war.

Ein Polizeifahrzeug sah ich noch vor mir. Aber wie sah es aus! Deformiert, zusammengeschrumpft, das war alles.

Auf das zweite Phänomen traf ich, als ich das Metall berührte. Obwohl es zum Teil geschmolzen war, konnte ich es anfassen. Es war nicht heiß, womit ich eigentlich gerechnet hatte.

Blieb die Tür.

Ein schneller Blick hatte mir bewiesen, daß sie verklemmt war. Deshalb mußte ich verdammt viel Kraft einsetzen, um sie zu öffnen. Mit beiden Händen packte ich zu, rüttelte und zog an dem Griff, und es gelang mir tatsächlich, die Tür zu öffnen.

So schnell und ruckartig, daß ich nach hinten flog und fast noch das Gleichgewicht verloren hätte. Mit Mühe konnte ich die Balance halten. Ein Blick in das Wageninnere bewies mir, daß das Feuer auch hier auf schreckliche Art und Weise zerstörend gewütet hatte. Die Verkleidung im Innern war in Mitleidenschaft gezogen worden, zum Teil zusammengeschmolzen, so daß man nur noch von Klumpen sprechen konnte.

Der Wagenhimmel hatte sich ebenfalls im Stadium der Auflösung befunden. Er klebte als eine undefinierbare Masse unter dem Blech und war noch nicht einmal erstarrt.

All diese Eindrücke nahm ich innerhalb von Sekunden in mir auf und auch noch während ich mir den ersten Polizisten griff und ihn ins Freie zerrte.

Er war bei Bewußtsein, doch sein Körper zeigte scheußliche Brandwunden. Sein Stöhnen traf mich tief, gleichzeitig steigerte es noch die Wut und den Zorn gegen Jane Collins. Wenn einer dieser Männer sterben würde, dann hatte sie ihn auf dem Gewissen.

Den zweiten hatte es nicht so stark erwischt. Auch ihn zerrte ich aus

dem Wagen und legte ihn auf den Gehsteig nieder.
Um uns herum hatte sich ein Ring von Zuschauern gebildet. Sie standen in respektabler Entfernung. Ich schrie ihnen zu, einen Notarztwagen zu alarmieren, denn die beiden Männer mußten sofort in ärztliche Behandlung.
Was blieb mir zu tun?
Mich um Glenda Perkins zu kümmern, vielleicht auch um Jane Collins, falls sie in der Nähe lauerte.
Ich ahnte Schlimmes, als ich mit langen Sätzen auf das Haus zulief…

***

Trevor Parness hatte geschellt und legte sein Gesicht in erwartungsvolle sowie grinsende Falten. Er fühlte sich leicht angetörnt, gleichzeitig auch unternehmungslustig, und mit einem Ruck zog er den Bund der Hose hoch, damit sein Bauch etwas kaschiert wurde.
Er hatte die Arme noch nicht wieder unten, als er den Schrei hörte.
Kein Schrei der Überraschung oder des Entsetzens, das stellte er sofort fest, nein, so schrie nur ein Mensch, wenn er sich in höchster Gefahr befand.
Dem Mann rieselte es kalt den Rücken hinab. Er dachte an Einbrecher, die sich vielleicht in der Wohnung aufhalten könnten, und der Mut des Nachbarn war nicht so groß.
Er vergaß sein Vorhaben, wurde bleich im Gesicht und überlegte, was er tun sollte.
Erst einmal ging er einen Schritt zurück.
Und er hörte wieder den Schrei.
Dann eine Stimme, aber nicht Glenda Perkins', sondern die einer anderen Frau.
»Wer es auch immer ist, er hat keine Chance. Ich mache ihn fertig!«
Eine Frau hatte gerufen? Damit werde ich klarkommen, sagte sich Parness, holte tief Luft und wollte Anlauf nehmen, um die Tür einzurammen.
Er kam nicht mehr dazu, denn die Frau erschien.
In den nächsten Augenblicken glaubte sich Parness in einen Horrorfilm versetzt zu sehen, denn die Tür wurde nicht aufgerissen, sondern die Frau erschien so.
Ihre Gestalt zeichnete sich im Holz genau ab, als hätte jemand die Körperformen haarklein herausgesägt.
Der Mann bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu. Gleichzeitig jedoch kriegte er Angst. Was da auf ihn zukam, konnte er nicht mehr mit dem Verstand erfassen, das war zwar ein menschliches Wesen, sogar eine blonde Frau, aber sie besaß rote, glühende Augen, in denen ein unheimliches Feuer strahlte.

Leider war die Öffnung nicht so groß, daß er hätte an der Frau vorbei in die Wohnung schauen können, so sah er Glenda Perkins nicht, die allerdings auch zweitrangig für ihn geworden war.

Bis er die oberste Treppenstufe verfehlte.

In diesem Augenblick riß seine Gedankenkette, er mußte sich voll auf die Gegenwart konzentrieren und auf seinen Fall, denn er hatte die Balance nicht mehr halten können.

Der Aufschlag war hart. Mit dem Rücken und dem Hinterkopf knallte er auf die Stufen, rollte kopfüber hinunter, wußte nicht, wo oben oder unten war, hörte die dumpfen Aufschläge und spürte die verdammten Schmerzen.

Er rollte dem Erdgeschoß entgegen und blieb erst im Hausflur liegen.

Die Hexe stand auf der Treppe. Wie eine Siegerin wirkte sie, und ein kaltes, grausames Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

Der Mann konnte es genau erkennen. Parness war auf dem Rücken liegengeblieben, Schrecken zeichnete sein Gesicht, und er konnte nicht anders, er mußte die unheimlich wirkende Frau anstarren.

»Du hattest ihr helfen wollen!« zischte Jane Collins, bevor sie blechern lachte. »Jetzt sieh zu, daß dir jemand hilft, aber da wird keiner sein, ich werde dich töten.«

Nicht durch das Messer sollte der Mann umgebracht werden, Jane Collins setzte ihre Hexenkräfte ein. Plötzlich glühte es um das Treppengeländer herum grün auf, und im nächsten Augenblick entstand aus dem Holz ein lebendiges Etwas.

Eine Riesenschlange!

Hexen und Schlangen, sie verstanden sich gut. So gut, daß die Schlange auf Janes Befehl hin den am Boden liegenden Trevor Parness angriff.

In diesem Augenblick rammte jemand von außen die Haustür auf und stürzte in den Flur ...

***

Das Klingeln war wie ein Alarmwecker, der nicht nur Glendas Ohren traf, auch die der Hexe.

Und Jane Collins versteifte.

Ihr erging es nicht anders als Glenda. Das Messer hatte sie in der Hand gehalten, die Klinge befand sich nicht mehr weit von Glendas Kehle entfernt und rückte um keinen Deut näher, als die Schelle hinter der Tür aufschrillte.

»Wer ist das?« zischte Jane.

Glendas Kehle war zu. Sie konnte keine Antwort geben, aber sie brachte es fertig zu schreien.

Gleichzeitig stieß Jane eine Verwünschung aus. Rot flammte es wieder in ihren Augen, bevor sie einen gleitenden Schritt auf die Tür

zumachte und sich ihr Körper in das Holz hineinschob.

Glenda Perkins machte eine neue Erfahrung, indem sie die Detektivin in der Tür stehen sah.

Für Jane als Hexe gab es kaum noch eine feste Materie. Sie wurde von ihr mühelos durchdrungen.

Ein Phänomen…

Gleichzeitig hatte Glenda eine Galgenfrist bekommen. Und die wollte sie ausnutzen.

Das Messer war nicht mehr zu sehen. Es mußte ihr nur gelingen, den Wohnraum zu erreichen, vielleicht schaffte sie es dann doch, durch das Fenster zu fliehen.

Ihre Beine zitterten so stark, daß es ihr kaum gelang, auf die Füße zu kommen. An der Wand tastete sie sich entlang. Ihr Mund stand halb offen, sie atmete schnell und kurz, in ihren Augen stand das eben erlebte Entsetzen, und sie stolperte über die herumstehenden Gegenstände. Ein Schirmständer fiel um.

Es interessierte sie nicht. Glenda dachte an Flucht und an eine Rettung ihres Lebens.

Aus dem Flur vernahm sie dumpfe Geräusche, hörte ein Poltern, Stimmen und erreichte mit einem letzten Sprung das rettende Fenster.

Ließ es sich öffnen?

Ja, sie konnte den Griff herumdrehen und die rechte Fensterhälfte aufreißen.

Der Blick fiel in den Garten.

Klare Luft drang durch das offene Rechteck. Glenda atmete tief durch, und es tat gut, die kalte Herbstluft in die Lungen zu bekommen. Sie hob das linke Bein, um auf die Fensterbank zu klettern. Mit der Schuhsohle stützte sie sich ab, Optimismus breitete sich in ihrem Innern aus, denn sie glaubte, es geschafft zu haben.

Da geschah es.

An das Messer hatte sie nicht mehr gedacht. Urplötzlich war es wieder da, es stieß schräg von oben herab, zielte auf Glendas Kopf, und das Mädchen tat das einzig Richtige in seiner Lage.

Glenda ließ sich fallen.

Das war ihr Glück, denn die Klinge befand sich bereits nah an ihrem Hals.

So aber verfehlte sie das Opfer und hackte schräg in den Teppich hinein, wo sie für einen Moment zitternd steckenblieb, bevor sie wieder wie von unsichtbaren Händen gezogen aus dem Filz in die Höhe gerissen wurde…

***

Ich hatte die Tür aufgebrochen.

Und wie. Zweimal mußte ich Anlauf nehmen, dann hatte ich es

geschafft. Der eigene Schwung katapultierte mich in den engen Hausflur hinein, wo ich mich noch aus der Bewegung heraus nach links warf und an der Wand Deckung suchte.

Die war nicht unbedingt nötig, denn ich steckte in keiner direkten Gefahr.

In der befand sich allerdings ein anderer Mann. Auf dem Boden wälzte er sich, und eine lange, grünlich schillernde Schlange hielt ihn umklammert. Wie ein Seil hatte sie sich um seinen Körper gewickelt, ein Seil, das er von allein nie lösen konnte.

Der Mann erlitt schreckliche Qualen. Hier hatte Jane Collins ihre gesamte Macht ausgespielt, und sie bewies mir, daß sie von Wikka tatsächlich viel gelernt hatte, denn auch die oberste aller Hexen arbeitete gern mit Schlangen, die sich allerdings bei ihr aus der Stirn lösten und dem jeweiligen Gegner entgegenstießen.

Nicht nur der Mann befand sich innerhalb des Treppenhauses, ich sah auch Jane Collins. Sie stand auf der Treppe, hatte mich ebenfalls entdeckt und schrie vor Wut.

Für die Zeit eines Lidschlags war ich wie erstarrt, weil ich Jane so plötzlich sah und mir klar wurde, daß sie hier ein Chaos heraufbeschworen hatte, dann warf ich mich auf dem Mann zu, holte mein Kreuz hervor und preßte es gegen den Schlangenleib.

Er zischte auf. Eine widerlich grüne Qualmwolke schwebte in die Höhe, dann verging der Körper.

Zurück blieb graugrüner Staub, der mich allerdings nicht weiter interessierte, denn nun kam Jane Collins an die Reihe.

Erst jetzt, als ich an das Geländer fassen wollte, merkte ich, daß es nicht vorhanden war. Ich griff ins Leere, kippte deshalb nach links weg, mußte nachgreifen und verlor durch diese Aktion leider Zeit.

Jane Collins wußte genau, was sie zu tun hatte. In einem direkten Kampf mit mir würde sie unterliegen, deshalb machte sie auf dem Absatz kehrt und verschwand, so rasch es ging.

Ich hinterher.

Dabei wußte ich Glenda in Gefahr, und ich setzte alles ein, was mein Körper an Kraft hergab…

***

Glenda erlebte die nächsten Sekunden kaum bewußt. Es war für sie ein grauenhafter Alptraum, schrecklich und schlimm. Sie hatte sich zur Seite gerollt, und als sie den Arm hob, da tat sie genau das Richtige, indem sie den Messergriff packte.

Plötzlich hielt sie die Waffe in der Hand. Aus ihrem Mund löste sich ein Schrei, so überrascht war sie, denn sie konnte es kaum fassen, die Waffe an sich genommen zu haben.

Eigentlich gab es für sie nur eine Möglichkeit. Das Messer so rasch

wie möglich wegschleudern.

Das wollte Glenda auch, doch sie schaffte es nicht. Da war eine Gegenkraft entstanden, die es Glenda unmöglich machte, die Waffe aus der Hand zu geben.

Schlimm war nur, daß sie nichts sah.

Keine andere Hand hielt ihr Gelenk umklammert, sie spürte auch dort keinen Druck, nur bekam sie das Messer nicht weg, so sehr sie auch dagegen ankämpfte, das andere war stärker.

Glenda merkte genau, wie ihr Arm in die entgegengesetzte Richtung gepreßt wurde. Und dies war verdammt gefährlich für Glenda, denn wenn die Kraft nicht nachließ, dann sorgte sie dafür, daß die Klinge haargenau auf ihre Kehle zielte.

Es waren grauenhafte, schreckliche Sekunden für die Sekretärin. Sie lag am Boden, hatte den rechten Arm ausgestreckt, spürte den kühlen Wind, der durch das offene Fenster wehte, und kämpfte gegen eine Kraft an, die stärker war als sie.

Das Messer näherte sich immer mehr ihrem Gesicht. Sogar die Spitze der Klinge hatte sich ein wenig gedreht, denn sie zeigte nicht mehr auf ihren Hals.

Sehr genau erinnerte sich Glenda Perkins an das Versprechen, das ihr Jane Collins gegeben hatte.

Die Augen sollten Glenda ausgestochen werden, damit sie John Sinclair nicht mehr sehen konnte.

Eine kaum begreifbare Vorstellung, doch als sie die Klinge so nah bei sich sah, da wurde ihr klar, daß sie aus eigener Kraft daran wohl nichts mehr ändern konnte.

Sie war dem Tod geweiht...

Und trotzdem kämpfte sie, setzte alles an Kraft ein, was sie besaß. Sie stöhnte, schrie, bewegte sich, ruckte einmal nach links, dann wieder nach rechts, um die Klinge zu stoppen, doch das von dämonischen und gleichzeitig unsichtbaren Kräften geführte Messer blieb gnadenlos auf dem eingeschlagenen Weg.

Die Augen hatte Glenda verdreht. Ihr Gesicht war zur Grimasse verzerrt. Todesangst lastete wie ein starker Druck auf ihr, dem sie nicht mehr entgehen konnte.

Dann hörte sie ein wütendes Schreien, verstand die Worte nicht, sondern bemerkte einen Schatten, der heranhuschte.

Jane Collins kam.

Jetzt ist es aus, dachte sie noch und schloß die Augen…

***

Wie ein Irrwisch jagte ich die Stufen hoch. Verdammt, ich mußte noch etwas retten, falls dies möglich war. Auf keinen Fall durfte Glenda in die Klauen der Jane Collins geraten, denn ihr Leben hing

wirklich am seidenen Faden.

Ich kannte Glendas Wohnung, sah die Tür offen und jagte mit einem gewaltigen Satz über die Schwelle.

Kurz vor mir hatte Jane Collins den gleichen Weg genommen. Sie war nicht langsamer als ich, wie ein Schatten, vielleicht sogar noch schneller. Ich stürmte durch den Flur, gelangte in den Wohnraum, sah Glenda am Boden, suchte Jane, erkannte das offene Fenster und stellte fest, daß sie dies als Fluchtweg genommen hatte.

Eine Sekunde danach befand ich mich ebenfalls dort. Beretta und Kreuz hielt ich fest, schaute nach draußen, wobei ich umsonst die ehemalige Detektivin suchte.

Nur ihre Stimme hörte ich. Und sie klang so, als würde sich Jane über mir in der Luft befinden.

»Keine Angst, Geisterjäger, ich kriege sie noch. Und dich auch, darauf kannst du dich verlassen!«

Leere Worte?

Nein, daran glaubte ich nicht. Jane Collins würde, durch Wikka unterstützt, alles daransetzen, um uns zu vernichten. Wir mußten höllisch auf der Hut sein.

»Zeig dich doch!« brüllte ich in sinnloser Wut. »Los, wir tragen es jetzt aus!«

Die Antwort war erstens ein Lachen und zweitens Worte, die mich nachdenklich machten.

»Nein, Geisterjäger, ich habe mir für dich noch einige Überraschungen aufbewahrt. Du wirst dich wundern, John, sogar sehr…«

Noch einmal das Lachen. Es verklang als Echo, und verschwunden war auch Jane Collins.

Ich drehte mich um. Von oben herab schaute ich auf Glenda Perkins, die auf dem Boden lag und mir ihr Gesicht zuwandte. Ein Gesicht, das kein Blut zeigte, soviel war mit einem schnellen Blick festzustellen.

Bisher hatte Glenda die Augen geschlossen gehalten, nun schaute sie mich an, stutzte dabei, und ein ungläubiger Ausdruck trat in ihr Gesicht. »John«, hauchte sie.

Ich lächelte. »Geht es dir gut?«

»Ja, jetzt…«

»Glenda«, sagte ich. »Leider muß ich dich noch allein lassen. Ich weiß nicht, was mit dem Mann im Flur ist. Hier!« Rasch drückte ich ihr mein Kreuz in die Hand, als ich den Schrecken auf ihrem Gesicht erkannte. »Das wird dich schützen.«

»Danke.«

Ich vernahm das Wort nicht mehr, denn ich befand mich bereits an der Tür.

Als Jane in die Wohnung floh, hatte sie auch die Tür aufgerissen. Sie

war nicht wieder zugefallen. Die Stimmen aus dem Treppenhaus schallten zu mir hoch.

Rasch lief ich die Treppe hinunter.

Auch die Haustür stand offen. Ich konnte in den Vorgarten schauen und sah nicht nur die Nachbarn dort, sondern auch den Notarztwagen, der auf den Gehsteig gefahren war.

Um den verletzten Mann im Flur kümmerte sich jemand im weißen Kittel. Als ich neben ihm stehenblieb, da hob der Weißkittel den Kopf.

Rasch zeigte ich ihm meinen Ausweis. »Was ist mit ihm?«

»Ich weiß nicht, ob er durchkommt.«

Ich zuckte zusammen. »Sind die Verletzungen so schwer?«

»Schauen Sie selbst.«

Die dämonische Schlange hatte tatsächlich ganze Arbeit geleistet. Nicht nur die Kleidung war zerstört, sondern auch ein Teil des Körpers. Ich sah das geländerlose Stück Treppe und konnte nicht begreifen, daß die Schlange daraus entstanden war.

Doch Hexenmagie vermochte vieles…

Welch eine Gefahr wuchs mit Jane Collins und Wikka nur für die Menschen heran. Es stellte sich auch die Frage, ob Jane Collins tatsächlich noch zurückzuholen war, oder ob alles vorbei war und sie für immer ein Opfer der Oberhexe Wikka bleiben würde.

Wie man es auch drehte und wendete, eine Lösung für die anstehenden Probleme konnte ich auf die Schnelle nicht finden.

»Wie geht es den Polizisten?«

»Man hat sie schon weggebracht.« Der Mann hob die Schultern. »Es sieht ungefähr so aus, wie bei ihm hier. Vielleicht um eine Idee besser, denn ich glaube, daß die Beamten die bessere Konstitution besessen haben.«

»Wir wollen, daß alle drei durchkommen«, erwiderte ich.

Es kamen zwei Männer mit einer Trage. Der Verletzte wurde vorsichtig draufgelegt und dann aus dem Haus geschafft. Ich wartete, bis der Krankenwagen abfuhr. Es waren inzwischen noch zwei weitere Streifenwagen eingetroffen. Mir fiel eine rothaarige Frau auf, die bei den Polizisten stand und ihre Hände vor das Gesicht geschlagen hatte. Sie schluchzte. Einer der Beamten führte sie auf das Haus zu. Der Mann kannte mich und grüßte, als er mich im Hausflur stehen sah.

»Wer ist die Frau?« wollte ich wissen.

»Mrs. Parness. Ihr Mann ist…«

Ich nickte. »Dann weiß ich Bescheid.« Ich berührte sie an der Schulter und fragte: »Können Sie mir vielleicht ein paar Fragen beantworten?«

Ihre Hände sanken nach unten. Durch die Tränen war auch Schminke im Gesicht verlaufen. »Ich weiß aber nichts.«

»Unter Umständen erinnern Sie sich. Weshalb hat Ihr Mann denn die

Wohnung verlassen?«

»Er wollte zu der Perkins.« Wie sie Glendas Namen aussprach, ließ darauf schließen, daß sie meine Sekretärin nicht sehr mochte.

»Aus welchem Grund?«

»Es ging um den Fernseher. Mitten im Programm wechselte das Bild. Wir sahen plötzlich eine Frau mit roten Augen. Das war richtig unheimlich, ehrlich.«

Ich konnte mir gut vorstellen, wie es den beiden ergangen war. Die Frau berichtete weiter. Viel Neues erfuhr ich nicht. Vielleicht hatte ihr Mann unter Umständen Glenda Perkins das Leben gerettet.

Mrs. Parness begann wieder zu weinen. Ich tröstete sie mit einigen Worten, sagte, ihr Mann würde es schon schaffen, wobei ich hoffte, recht zu haben.

Der Zorn auf Jane Collins steigerte sich. Trug sie nicht an allem die Schuld? Ja, genau, und auch diejenige, die hinter ihr stand. Wikka, eine Todfeindin von mir.

»Ich bringe Sie dann in die Wohnung«, sagte der Polizist. »Wo Sie das Nötigste packen können.« Als er meinen erstaunten Blick bemerkte, erklärte er: »Mrs. Parness möchte bei Ihrem Mann im Krankenhaus bleiben.«

Ich konnte es gut verstehen.

Ungefähr eine halbe Minute danach befand ich mich wieder in Glendas Wohnung. Meine Sekretärin hatte ein wenig aufgeräumt, saß am Tisch und hielt das Kreuz fest.

Ich lächelte ihr zu.

»Danke, daß du gekommen bist«, sagte sie.

»Ein wenig spät, aber immerhin. Ich hole uns erst einmal etwas zu trinken.«

»Ja, das ist gut. Und ich gehe ins Bad.«

Glenda verschwand. Das Kreuz nahm sie mit. Wo Glenda die Alkoholika aufbewahrte, wußte ich genau. Ich öffnete den Schrank, nahm die Flasche heraus und fand den Whisky in einer Ecke. Die Flasche war schon leicht angestaubt und noch zur Hälfte gefüllt.

Gläser holte ich auch und schenkte ein. Da sich Glenda im Bad befand, blieb mir genügend Zeit, einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Von Jane Collins war natürlich nichts mehr zu sehen, aber auch andere Spuren entdeckte ich nicht.

Ich schloß das Fenster wieder und ging zum Telefon.

»Gib acht, daß es nicht zu einer Schlange wird«, hörte ich Glenda sagen.

Ich drehte mich um und sah sie in der Tür stehen. »Wieso?«

Sie berichtete mir von ihrem Erlebnis.

Nun, bei mir tat sich nichts. Ich bekam auch die Verbindung mit meinem Chef, Sir James. Wie nicht anders zu erwarten, traf ich ihn

noch in seinem Büro an.

»Gut, daß Sie anrufen«, sagte er zur Begrüßung. »Ich habe schon gehört, daß die Collins durchdreht…«

»Das kann ich nur bestätigen, Sir. Sie ist wirklich voll auf die andere Seite übergeschwenkt.«

»Das habe ich vor ein paar Tagen erlebt. Und?«

Ich gab einen knappen Bericht.

Sir James war er an die Nieren gegangen, denn er sagte: »Sehen Sie zu, daß Sie dieses Hexenweib unschädlich machen, John.«

»Ich werde mein Bestes geben.«

»Was haben Sie im einzelnen vor?«

»Ich bleibe erst einmal bei Glenda Perkins. Vielleicht versucht Jane es noch einmal.«

»Möglich…« Er legte eine Pause ein. »Aber sagen Sie mir eins, John, wie kommt sie gerade auf Glenda?«

»Wenn ich das wüßte…«

Mein Chef räusperte sich. »Oder sollte sie doch einen anderen Grund gehabt haben? Ich meine, Sie und Glenda verstehen sich recht gut, und da wäre es möglich…«

»Nein, nein, Sir, so sehe ich das nicht.«

»Wie dann?«

»Ich kann Ihnen keine Erklärung geben.« Mein Gott, da mußte ich den Alten anlügen. Ich konnte ihm doch nicht sagen, daß ich mit Glenda mal eine sehr intime Nacht verbracht hatte.

»Nun ja, John, wenn sich etwas Neues ereignet, lassen Sie es mich wissen. Ich bin im Club.«

»Natürlich, Sir.«

Wir unterbrachen die Verbindung, und ich wählte sofort Sukos Nummer. Der Inspektor war in der Wohnung geblieben, und er atmete erleichtert auf, als er meine Stimme vernahm.

»Mensch, John, was ist…«

Ich unterbrach ihn, erklärte in Stichworten alles und erfuhr von ihm, daß Bill Conolly Jane gesehen hatte, wobei sie ihm sogar ein Bild gab, das Glenda mit blutenden Augen zeigte.

»Dann will sie ihr also die Augen ausstechen«, murmelte ich.

»So sieht es aus.«

Ich preßte die Lippen zusammen. Nein, ich durfte jetzt nicht durchdrehen und mich von meinem Zorn verleiten lassen, etwas Dummes zu tun. Ich bat Suko allerdings, herzukommen.

»Okay, ich fliege.«

»Moment noch. Bitte nicht in die Wohnung. Vielleicht könntest du draußen bleiben und dort alles beobachten.«

»Dann bringe ich aber Walkie-talkies mit.«

»Bist ein schlauer Bursche.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, wandte ich mich wieder Glenda zu. Sie hatte sich ein wenig frisch gemacht und die Tränenspuren aus dem Gesicht gewaschen. Für einen Moment standen wir uns stumm gegenüber, dann schluchzte Glenda auf, lief auf mich zu und warf sich in meine Arme.

»John, mein Gott«, flüsterte sie. »Es war so schrecklich. Ich… Ich bin fast verrückt geworden. Die verfolgt mich mit so einem Haß, das kannst du dir kaum vorstellen.«

Ich streichelte über ihren Rücken und spürte selbst da das Zittern. »Ich weiß es, Glenda, aber versuche wenigstens, nicht immer daran zu denken.«

»Was soll ich denn tun?«

Da hatte sie eine Frage gestellt, auf die ich, ehrlich gesagt, keine Antwort wußte. Ich stand da wie ein begossener Pudel und schaute ins Leere.

»John, bitte, gib mir einen Rat. Ich weiß keinen.«

Was sollte ich ihr da sagen? Daß die Wohnung zu einer Falle geworden war? Daß sie vielleicht erst Ruhe hatte, wenn Jane Collins nicht mehr existierte. Aber wie würde Wikka reagieren? Wie dem auch sei, Glenda Perkins war in die Schußlinie geraten, und ich gab mir die Schuld, denn hätten wir nicht diese Nacht verbracht, hätte Jane sich vielleicht nur auf mich konzentriert.

Wer hätte das vorher ahnen können?

Glenda merkte, daß ich mich mit schweren Gedanken beschäftigte, und sie drückte sich vor mir. »Nicht, John«, sagte sie. »Dich trifft keine Schuld.«

»Das sagst du so.«

»Ich hätte ebensogut nein sagen können.« Ihre dunklen Kirschaugen blickten mich an. »Aber ich habe es nicht getan, John, und ich würde es auch weiterhin nicht tun.«

Ein knappes Lächeln geisterte um meine Lippen. »Das ist alles sehr nett von dir, meine Liebe, aber ich sehe das ein wenig anders.«

»Laß uns einen Schluck trinken.« Glenda drehte sich zur Seite und griff nach ihrem Glas. Ich nahm meines ebenfalls, wollte es hochheben, als ich ihren Aufschrei hörte.

Ich wirbelte herum und sah noch, wie ihr das Glas aus der Hand rutschte. Es prallte auch zu Boden, doch kein Whisky verteilte sich dort, sondern etwas anderes - Blut!

Glenda wurde weiß. Ich mußte an mich halten, um nicht einen wilden Fluch auszustoßen. Verdammt, damit hatte ich nicht gerechnet, aber der Vorgang bewies mir, daß Jane Collins uns auf keinen Fall aus den Augen lassen würde. Nach wie vor hatte sie ihr Hexennetz über diesem Haus aufgespannt.

Mein Whisky war normal. Der von Glenda hatte sich in Blut

verwandelt und dunkle Flecken auf dem Boden hinterlassen. Das Glas war dabei zum Glück heil geblieben.

»Und jetzt?« fragte meine Sekretärin.

Ich schaute auf das Kreuz, das Glenda neben die Flasche auf den Tisch gelegt hatte. Eine Antwort konnte es mir natürlich nicht geben. Aber würde es mir gelingen, durch das Kreuz die Hexe Jane Collins zu beschwören?

Nein, daran glaubte ich nicht. Jane war ja im eigentlichen Sinne kein Dämon. Sie war ein Mensch und trotzdem Hexe. Man konnte sie nicht beschwören, denn sie reagierte menschlich, obwohl sie Hexenfähigkeiten besaß.

Ich mußte trotzdem zu einem Ergebnis kommen. Jetzt entschloß ich mich innerhalb von Sekunden. Sollten die anderen doch denken, was sie wollten, aber Glenda war mir im Augenblick wichtiger.

»Pack deine Koffer, Mädchen«, sagte ich und stellte das Glas ab.

»Und dann?«

»Bleibst du bei mir.«

Im ersten Augenblick erschrak sie. Wahrscheinlich plagten sie die gleichen Gedanken wie mich. Sie dachte an Nachbarn, an die Kollegen vom Yard, das alles interessierte jetzt nicht. Ich mußte Glenda in Sicherheit wissen.

»Es gibt keinen anderen Weg.« Ich holte tief Luft. »Du sitzt tagsüber im Büro und…«

»Aber du bist doch oft nicht da«, hielt sie mir entgegen.

»Ja, das ist ein Schwachpunkt«, gab ich zu.

»Vielleicht könnte ich bei den Conollys wohnen. Sieh das nicht falsch, John, ich würde auch bei dir bleiben, aber dort ist Nadine, und sie hat doch schon einmal gegen Jane gekämpft. Wenigstens so lange, bis du es geschafft hast, die Collins zu stellen.«

Der Vorschlag war nicht schlecht. Allerdings fragte ich mich, ob man ihn den Conollys zumuten konnte. Platz hatten sie ja genug, und irgendwie sicherer war Glenda da auch.

»Nun?«

Ich nickte. »Du hast wahrscheinlich recht. Ich werde Bill Conolly mal anrufen.«

»Jetzt?«

»Natürlich. Was dachtest du denn?« Ich lächelte. »Pack schon deine Sachen. Ich bin sicher, daß Bill nichts dagegen hat.«

»Und Sheila?«

»Wird ebenfalls nicht nein sagen.«

Glenda bedachte mich mit einem so skeptischen Blick, daß ich lachen mußte.

»Beeile dich, ich regle das schon.«

Natürlich verstand ich Glendas Bedenken. Ich hätte an ihrer Stelle

die gleichen gehabt. Aber das Wohnen bei den Conollys sollte ja nicht für immer sein. Ich hoffte, daß ich Jane Collins so rasch wie möglich stellen konnte und dem Spuk ein Ende bereitete.

Während ich darüber nachdachte und Glenda ihren Koffer packte, wählte ich die Nummer meines Freundes. Nicht Bill bekam ich an den Apparat, sondern Sheila.

»John hier.«

»Ahhh — du…«

Wie sie das sagte, ließ mich aufhorchen. Automatisch bekam ich ein schlechtes Gewissen. »Was ist denn los, Mädchen? Habe ich dir etwas getan?«

»Nein, du nicht, aber deine ehemalige Freundin.«

Ich schaltete schnell. »Meinst du Jane?«

»Genau die. Sie hat indirekt verhindert, daß wir ins Theater kommen. Das Bild mit den blutenden Augen, das deine Sekretärin Glenda Perkins zeigt…«

»Wegen ihr rufe ich an.«

Sheila erschrak. »Ist ihr etwas passiert.«

»Nein, zum Glück nicht. Wir haben es verhindern können. Aber da ist eine Sache, die mir überhaupt nicht gefällt. Ich wollte deinen Mann und dich dabei um Hilfe bitten.«

»Wenn ich kann…«

»Doch, ja.« Ich erklärte Sheila Conolly, was ich vorhatte. Bills Frau reagierte spontan. »Selbstverständlich kann Glenda für einige Zeit bei uns wohnen, bis sich die ganze Aufregung gelegt hat. Dann sieh du nur zu, daß du Jane so schnell wie möglich stellst.«

»Ich werde mich bemühen.«

Das klang nach Abschied, doch Sheila hatte noch eine Frage. »John, mal ehrlich…«

»Ja, das bin ich gern.«

»Was würdest du denn tun, wenn du plötzlich Jane Collins gegenüberstehst und es zum alles entscheidenden Kampf kommt?«

Mit dieser Frage hatte sie mich getroffen. Ich verkniff mir eine Antwort, Sheila ließ nicht locker.

»Würdest du sie töten?«

»Politiker würden diese Frage als rein hypothetisch ablehnen, da sie sich im Augenblick nicht stellt. Mehr kann ich dir dazu nicht erzählen, Sheila.«

»Klar, John. Ich drücke dir auf jeden Fall die Daumen, weil ich weiß, daß es auch für dich schwer sein wird. Willst du mit Bill noch einmal sprechen?«

»Nein, wenn du zugestimmt hast, wird er nicht ablehnen.«

Sheila lachte, bevor sie auflegte. Ich drehte mich um. Aus dem Schlafzimmer hörte ich Geräusche. Glenda packte noch immer ihre

Koffer. Ich schaute auf mein Whiskyglas. Nein, ich hatte keine Lust mehr, es zu leeren. Das war mir vergangen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und pflanzte mich in einen Sessel. Suko würde bald kommen - und plötzlich fiel mir etwas ein. Ich hatte Sheila überhaupt nicht gesagt, wann wir kommen wollten. Noch einmal griff ich zum Telefon.

Wieder war Sheila an der Strippe.

Als ich ihr die Sachlage erklärte, begann sie zu lachen. »Gedankenübertragung, John, ich wollte gerade zurückrufen. Kommst du mit Glenda vorbei oder soll Bill sie holen?«

»Danke für das Angebot, Sheila, es wird besser sein, wenn ich zu euch komme.«

»Wie du willst. Bis später dann.«

Kaum hatte ich aufgelegt, als Glenda Perkins erschien. Sie hielt einen Koffer in der rechten Hand.

»Ist das alles?« fragte ich.

»Ja, soll ich noch mehr…«

»Es kann länger dauern. Unter Umständen sogar Wochen.«

Da wurde Glenda blaß, aber ich wollte ihr nichts vormachen. Sie sollte mit den Realitäten konfrontiert werden. »Wenn das so ist, John, packe ich noch einen zweiten.«

»Wird besser sein.«

Sie verschwand wieder. Dafür klingelte es. Glenda erschrak, ich winkte ab. »Das wird Suko sein.«

Er war es tatsächlich. In seiner Motorradkluft stand er vor der Tür. Den Helm hatte er abgenommen.

»Ich bin geflogen«, sagte er zur Begrüßung und betrat die Wohnung. Er schaute sich um, sah Glenda durch die offenstehende Schlafzimmertür und winkte ihr zu. »Ich wollte nur mal kurz die Lage sondieren, bevor ich mich unten wie ein Indianer auf die Lauer lege.«

»Ich glaube, das hat sich erledigt.«

Erstaunt schaute mich der Inspektor an. »Wieso denn das?«

Ich erstattete ihm Bericht.

Suko war nachdenklich geworden, bis er schließlich die Schultern hob und meinte: »Ja, das ist sicherlich die beste Möglichkeit, obwohl wir Jane Collins praktisch auf die Spur der Conollys führen. Oder bist du anderer Meinung?«

»Nein.« Ich drückte meine Zigarette aus. »Aber Glenda ist nirgendwo auf der Welt sicher. Wenn die anderen es wollen, dann finden sie ihr Opfer überall.«

»Das stimmt auch wieder.« Suko schaute sich um. »Soll ich hierbleiben oder wieder fahren?«

»Bleib mal für die nächsten Stunden in der Nähe. Ich fahre Glenda zu den Conollys und komme dann zurück.«

»Ganz wie der Herr wünschen.«
»Bist du fertig?« rief ich Glenda zu.
»Augenblick noch, John. Ich bekomme den Koffer nicht zu.«
Ich grinste, ging ins Schlafzimmer und half meiner Sekretärin, indem ich mich auf den Deckel setzte. Dann klappte es. Glenda konnte den Koffer verschließen.
»Können wir dann?« fragte ich im aufstehen.
Sie nickte. Ich sah auch, wie sie schluckte. Glenda hatte mit den Tränen zu kämpfen.
Ich lächelte sie an und streichelte ihre Wange. »He, Mädchen, was ist denn los?«
»Ach, John, das ist alles so seltsam. Ich hätte nie damit gerechnet, es kommt so plötzlich, wenn du verstehst, was ich meine. Und jetzt bringe ich noch andere in Gefahr. Das ist für mich viel schlimmer. Ich schäme mich direkt.«
»Das brauchst du aber nicht, Glenda. Du kannst nichts dazu, das Schicksal hat seine Weichen gestellt.« Ich nahm den Koffer am Griff und trug ihn aus dem Zimmer.
Suko hatte sich am Fenster aufgebaut und schaute hinaus. Der Garten lag im Dunklen. Die großen Bäume warfen Schatten. Wenn der Wind durch das Blattwerk fuhr, bewegten sich die Blätter raschelnd.
»Die Hexe kann überall lauern«, sagte der Inspektor.
»Leider.«
Suko machte kehrt und schaute Glenda an. »Ich wünsche dir viel Glück, Mädchen«, sagte er.
Glenda nickte tapfer. Ihre Augen schimmerten tränenfeucht. »Ich hasse Abschiede«, flüsterte sie.
»Wenn man sie hinauszögert, werden sie noch schlimmer«, gab ich ihr zu verstehen.
»Das stimmt auch. Komm, laß uns gehen.«
Wir verließen die Wohnung. Glenda ging mit gesenktem Kopf. Sie schluchzte leise. Ich hatte Verständnis, aber ich sah keine andere Möglichkeit. In einem Hotel wäre sie schutzlos gewesen.
»Macht es den beiden Conollys auch wirklich nichts aus?« fragte sie mich beim Hinausgehen.
»Nein, Glenda. Sieh mal, die Conollys sind ebenfalls schon von Dämonen angegriffen worden. Sie kennen das Spiel, glaub mir.«
»Wenn du das sagst.«
»Wird es schon stimmen«, lachte ich und ließ mir die Haustür öffnen, da ich beide Koffer trug.
Die Zuschauer hatten sich verzogen. Ruhig und leer lag die Straße in der Dunkelheit. Von Jane Collins sahen wir nichts. Glenda schaute sich auffälliger um als ich, es war ihr anzumerken, daß sie weiterhin unter einem starken Streß stand. Zudem war dieser Vorgang ein

regelrechter Einschnitt in ihr Leben. Sie würde es für die nähere Zukunft stark umstellen müssen.

Ich verstaute die Koffer und schloß dann die Türen auf. Wo der Polizeiwagen gestanden hatte, sah ich trotz der Dunkelheit noch Flecken am Boden.

Alles ging glatt.

Glenda und ich stiegen in den Wagen, ich startete das Fahrzeug, und wir rollten los.

Völlig normal.

Trotzdem blieb bei mir ein ungutes Gefühl zurück, denn die Strecke bis zu den Conollys war weit…

***

Suko hatte sich entschlossen, in der Wohnung und nicht draußen vor dem Haus zu warten. Über den Daumen gepeilt, rechnete er mit einer Stunde. Vorher würde sich John Sinclair kaum melden.

Bevor er es sich bequem machte, durchsuchte er die Wohnung. Der Inspektor fand nichts Verdächtiges. Jane Collins hatte sich hier nicht versteckt. Es wäre auch zu primitiv und ihrer nicht »würdig« gewesen.

Dann fiel ihm der Keller ein. Sicher gehörten zu jeder Wohnung auch Kellerräume.

Der Chinese stiefelte die Treppen hinunter, nachdem er mit einem Ersatzschlüssel die Tür aufgeschlossen hatte. Er fand den Keller sehr schnell. Suko schaltete das Licht ein. Welcher von den Räumen Glenda Perkins gehörte, war leicht anhand der Namen festzustellen, die vor den Lattentüren auf kleinen Schildern standen.

Die Tür war verschlossen, einen Schlüssel besaß der Chinese nicht, aber er konnte durch die freien Räume zwischen den Holzlatten leuchten. Der dünne Finger seiner Bleistiftlampe fiel in einen Kellerraum, wo allerlei Gerümpel herumlag, ansonsten fand er nichts. Auch keine Spur von der ehemaligen Detektivin.

Suko ging wieder nach oben. Er schloß die Wohnungstür auf und befand sich noch im Flur, als er aus dem Wohnraum ein leises Klacken vernahm. Sofort war Suko wachsam.

Er verzögerte seine Schritte und näherte sich vorsichtig dem Zimmer. Mit einer Hand drückte er die Tür auf und ließ sie ausschwingen. Erst dann schaute er in den Raum.

Nein, da hielt sich niemand auf. Leer präsentierte er sich den Augen des Chinesen.

Bis auf eine allerdings bedeutende Kleinigkeit.

Der Fernseher lief!

Suko wußte genau, daß er ihn nicht eingeschaltet hatte. Und von allein begann so ein Apparat sicherlich nicht zu laufen!

Auf Zehenspitzen ging der Inspektor weiter. Er spürte das kalte

Gefühl im Nacken, für ihn eine Warnung. Gefahr lag in der Luft. Sukos Hand glitt in die Nähe der Beretta. Er hatte sie ebenso mitgenommen wie die Dämonenpeitsche oder seinen Stab. Wenn Jane Collins erschien, würde sie sich vorsehen müssen.

Nahe der Tür blieb der Chinese stehen. Er besaß von dieser Stelle aus einen direkten Blick auf den Apparat.

Noch war auf dem Bildschirm nichts zu sehen, nur ein Flimmern, auch mit dem Wort Schnee umschrieben. Sekunden später jedoch schälte sich ein Gesicht aus diesem Schnee hervor.

Das einer Frau.

Jane Collins erschien.

Suko war überrascht. Obwohl er damit gerechnet hatte, traf ihn der Anblick hart. Bisher hatte er Jane nur immer in natura gegenübergestanden, nun aber sah er sie auf dem Bildschirm, und sie wirkte dabei so echt wie früher.

Sie grinste sogar.

»Ich habe mir gedacht, daß Sinclair dich geholt hat, Chinese. Sollst du hier Wache halten?«

»Nein«, erklärte Suko. »Ich warte auf dich, weil ich dich vernichten will.«

Da lachte sie laut. »Chinese, um so etwas erreichen zu wollen, mußt du früher aufstehen.«

»Wirklich?« fragte Suko, zog seine Beretta, so rasch er konnte, zielte und schoß zweimal.

Beide Silberkugeln setzte er in den Apparat. Er zerstörte die Scheibe, Splitter flogen weg, und die Silberkugeln richteten auch die Bildröhre zugrunde. Sie implodierte.

Suko hörte den Knall und zuckte zusammen. Vor ihm befand sich ein zerstörter Apparat, von Jane Collins jedoch sah er nichts mehr.

Hatte er sie vernichtet?

Daran hätte nicht einmal der größte Optimist geglaubt. Suko war sicher, daß er die ehemalige Detektivin auf diese Art und Weise nicht erledigen konnte.

Er blieb auf der Stelle stehen und wartete so lange, bis die Echos der Schüsse verklungen waren. Still wurde es in der Wohnung trotzdem nicht. Aus dem zerstörten Apparat drang ein Knistern und Knacken. Suko befürchtete, daß die elektronischen Teile Feuer fangen würden. Er schaute nach und war froh, daß sich seine Befürchtung nicht bewahrheitete.

Wo steckte Jane Collins?

Das war die Frage aller Fragen. Hielt sie nun weiterhin die Wohnung unter Kontrolle oder setzte sie sich auf die Fersen von John Sinclair und Glenda?

Suko bekam eine Antwort. Allerdings nicht so, wie er es sich

vorgestellt hatte. Er zuckte zusammen, als plötzlich die Fensterscheibe zersplitterte und etwas Schwarzes in den Raum flog.

Der Chinese wollte schon schießen, als er erkannte, um was es sich dabei handelte.

Es war ein Vogel - ein Rabe!

Aber ein dämonischer, denn er besaß rote, glühende Augen. Weit riß er den Schnabel auf und krächzte mit menschlich klingender Stimme, wobei noch eine grüne Zunge hervorhuschte.

»Wir kriegen sie. Die Zeit der Hexen kommt!« Ein meckerndes Lachen erklang, dann machte der Rabe kehrt und flog weg.

Bevor er durch das Fenster verschwinden konnte, holte ihn Sukos Kugel ein. Das Silbergeschoß schlug voll in seinen Körper. Der Rabe taumelte, sein Flug geriet außer Kontrolle, er fiel nach unten und klatschte voll gegen die Fensterbank, wobei er dicht an der Kante das Übergewicht bekam und zu Boden fiel.

Als Suko neben ihm stand, schaute er auf einen Staubhaufen.

»Verdammt!« knurrte der Inspektor, bevor er sich vorbeugte und nach draußen sah.

Er sah mehrere Raben. Sie flogen um das Haus herum. Unheimlich sah es aus, denn ihre Augen wirkten wie glühende Kugeln. Ein Abenteuer, das lange zurücklag, kam Suko in den Sinn. Er mußte an die Raben denken, die damals im Harz um den Brocken geflogen waren und das Buch der grausamen Träume bewacht hatten.[3]

Sie hatten ebenfalls so ausgesehen, und es waren Hexen gewesen. Heute sah er sie abermals. Wahrscheinlich hatte Wikka es verstanden, sie unter ihren Oberbefehl zu bekommen.

Suko dachte schaudernd daran, daß die Zeiten wahrlich nicht besser wurden…

***

»Ich habe Angst!«

Glenda Perkins gab dies offen zu. Mit bleichem Gesicht hockte sie neben mir auf dem Beifahrersitz. Ihre Hände spielten nervös miteinander. Hin und wieder zuckten ihre Lippen, als wollte sie etwas sagen, wobei sie es sich im letzten Moment überlegte und lieber schwieg.

Auch mir war nicht wohl. Öfter als gewöhnlich warf ich meiner Sekretärin einen besorgten Blick zu. Ich hatte Verständnis für sie, und ich hoffte, daß wir die Fahrt gut überstanden.

Fast 20 Minuten waren wir unterwegs. Wir fuhren bereits durch Belgravia, um den unteren Themsebogen zu erreichen. Dort befand sich die Albert Bridge, die wollte ich überqueren, um in die südlich gelegenen Vororte Londons zu gelangen, wo die Familie Conolly ihr Haus besaß.

Bisher war alles gut gegangen. Wir waren auch zügig durchgekommen, hatten nicht so viele Ampelstopps gehabt, und auch jetzt lächelte ich Glenda aufmunternd zu.

»Die Hälfte haben wir längst geschafft.«

Sie gab das Lächeln zwar zurück, doch es war nicht echt. Die Angst überschattete alles.

Über die Royal Hospital Road erreichten wir die Uferstraße an der Themse.

Sie nannte sich Chelsea Embankment. Ein Stück mußten wir entlang des Flusses fahren, um dann auf die Albert Bridge einbiegen zu können. Der Fluß sah schwarz aus. Hin und wieder nur tanzten helle Reflexe auf den Wellen.

Ich kickte den Blinker. Glenda schaute sich bereits wieder um. Es war jedoch schwer, in der Dunkelheit mögliche Verfolger zu entdecken.

Wir fuhren an den großen Abstellflächen eines Parkplatzes vorbei und bogen ein in die Brückenzufahrt. Die Albert Bridge gehört nicht zu den berühmtesten Brücken Londons. Sie liegt auch abseits vom großen Rummel, für mich ein Vorteil, denn hier hatten wir immer freie Fahrt.

Auch an diesem Abend herrschte nicht viel Verkehr. Zwar kamen uns einige Wagen entgegen, doch einen regelrechten Strom von Fahrzeugen erlebten wir nicht.

Auch hinter uns waren die Lichter für einen Moment verschwunden. Für Sekunden fuhren wir durch ein dunkles Loch. Unter uns gurgelte die Themse. Die Wasserfläche erkannten wir durch das Gestänge der Brücke.

Plötzlich schrie Glenda auf.

Ich hatte mich auf das Fahren konzentriert und erschrak, als ich den Schrei vernahm.

Automatisch ging ich vom Gas.

»Was ist denn los?«

»Da, die Augen!« Glenda deutete aufgeregt nach vorn. »Rote Augen!« flüsterte sie.

Ich fuhr noch langsamer. Die Bremsleuchten glühten auf. Hinter mir hupte ein besonders schneller Fahrer. Ich fuhr schärfer links ran und ließ ihn vorbei.

Für einen Moment vereinigte sich sein Scheinwerferteppich mit dem unserigen. Wir hatten viel Licht, und ich sah plötzlich, was Glenda Perkins so erschreckt hatte.

Ein Vogel!

Aber einer mit knallroten, glühenden Augen!

Sofort dachte ich ähnlich wie Suko. Ich kannte solche Vögel, denn ich hatte sie gesehen, als wir die Vernichtung des Schwarzen Tods planten. Da waren sie uns am Brocken begegnet, aber auch in London

hatte ich sie gesehen, und mir war bekannt, daß diese Tiere die Diener der Hexen waren. Vielleicht sogar verhexte Menschen oder selbst Dienerinnen der Finsternis.

Eines war klar. Jane Collins ließ uns nicht aus dem Blickfeld. Dies natürlich nur im übertragenen Sinne. Sie wollte die Entscheidung. Wir fuhren nur noch im Schrittempo weiter. Den Vogel konnte ich nicht mehr sehen, glaubte allerdings nicht, daß er sich aus dem Staub gemacht hatte.

Etwa auf der Brückenmitte fuhr ich hart links ran und stoppte. Dann schaltete ich die Warnblinkanlage ein.

»Was hast du vor?« fragte Glenda.

Ich löste den Sicherheitsgurt. »Es hat keinen Zweck, daß wir weiterfahren. Wir müssen es jetzt und hier austragen. Ich glaube nicht daran, daß nur ein Vogel herumschwirrt. Wenn es mehrere sind und sie uns während der Fahrt angreifen, dann sehen wir schlecht aus.«

Meine Sekretärin nickte. Ihre Angst hatte sich verstärkt. Scheu schaute sie sich um, soweit dies möglich war bei den etwas beengten Verhältnissen.

Bevor Glenda bei uns anfing, hatte sie gelernt zu schießen. Und sie trainierte auch einmal im Monat jeweils für zwei Stunden. Das war Pflicht. Deshalb konnte ich ihr getrost eine Waffe überlassen. Ich beugte mich nach links und öffnete das Handschuhfach.

Die dort liegende Ersatz-Beretta schimmerte matt. »Nimm die Pistole«, forderte ich Glenda auf.

Sie erschrak. »Meinst du wirklich, daß ich…«

»Ja, du kannst doch schießen?«

»Nicht so gut.«

Ich drückte ihr die mit geweihten Silberkugeln geladene Waffe in die Hand. Glenda faßte sie so vorsichtig an, als hätte sie einen Igel auf dem Schoß.

Ich mußte lachen. »Keine Bange, die explodiert schon nicht in deinen Händen.«

Sie nickte.

Ich öffnete die Tür.

»Willst du aussteigen?« flüsterte sie.

»Ja, ich werde mich draußen umschauen. Im Wagen kann ich doch nichts machen.«

Genau da meldete sich das Autotelefon. Am liebsten hätte ich nicht abgehoben, ich tat es trotzdem und hörte Sukos Stimme.

»John, die Raben sind wieder da!«

»Ich weiß.«

Mein Freund war überrascht. Bei euch auch? Seid ihr schon bei den Conollys?«

»Nein. Wir stehen auf der Albert Bridge. Glenda hat den ersten Vogel

entdeckt. Er hat glühende Augen.«

»Verdammt, genau wie bei mir.«

»Hast du schon etwas unternommen?«

Suko lachte. »Klar, ich habe einen zu seinen Ahnen geschickt. Als die Silberkugel traf, zerfiel er zu Staub. Das Fenster ist übrigens zerstört, außerdem erschien Jane auf der Mattscheibe.«

Ich überlegte schnell. »Dann wissen unsere Gegner also, daß wir uns nicht mehr in der Wohnung aufhalten. Sie braucht keinen Schutz.«

»Willst du, daß ich komme?«

»Es wäre zumindest nicht schlecht.«

»Okay, ich schwinge mich auf den Feuerstuhl und reise an. Aber mit Volldampf.«

»Gut, wir warten.«

»Aber schlaft nicht ein.«

»Witzbold.« Ich legte auf.

Glenda hatte Suko ebenfalls verstehen können. »In der Wohnung waren sie also auch«, sagte sie.

»Leider.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Ich schaue mich inzwischen um, bis Suko kommt.«

»Aber sei vorsichtig.«

Ich streichelte ihr die Wange. »Sicher, Mädchen, sicher.« Als ich ausstieg, erfaßte mich der Lichtteppich eines Scheinwerferpaars. Im nächsten Augenblick hörte ich das Knarren von Bremsen, dann hielt ein uralter Renault, und ein bärtiges Gesicht erschien im Rechteck der heruntergekurbelten Scheibe.

»Haben Sie eine Panne? Kann ich Ihnen helfen?«

»Nein, danke, es geht. Nur eine kleine Pause.«

Das bärtige Gesicht verzog sich. »Ist aber ein seltsamer Platz, um zu pausieren.«

»Ich muß mal.«

Der junge Mann lachte, winkte und gab Gas. Der Auspuff röhrte wie ein liebeskranker Hirsch.

Die Heckleuchten des Renaults verglühten. Ich stand wieder im Dunkeln, nur das rote Licht der Warnblinkanlage warf hin und wieder einen Schimmer über meinen Körper.

Die nächste Lampe befand sich etwa 30 Schritte von mir entfernt. Keine nach unten weisende Bogenleuchte, sondern eine helle Kugel, die in der Luft zu schweben schien.

Ein Großteil des Brückengestänges lag im Dunkeln. Die schweren Eisenträger wirkten so, als wären sie für die Ewigkeit errichtet worden. Die abendliche Kühle hatte sich auf das Eisen gelegt und es mit einem feucht schimmernden Film überzogen.

Zwischen der Fahrbahn und dem eigentlichen Brückengeländer

wuchsen nicht nur die breiten Träger in die Höhe, dort befand sich auch ein schmaler Gehweg.

Ihn wollte ich erreichen.

Ich duckte mich unter einem tief führenden Gestänge, ging ein paar Schritte und hatte den Gehweg erreicht.

In der Luft lag noch die Feuchtigkeit vom letzten Regen. Wenn ich ausatmete, standen kleine Wolken vor meinem Mund.

Vom Gestänge der Brücke war immer nur ein Teil zu sehen, genau der, der auch von den Lampen erhellt wurde. Die übrigen Teile verschwanden in der Dunkelheit, als wären sie von einem Riesenmaul verschluckt worden.

Über der Wasserfläche lag ein leichter Dunstfilm. Ein feiner Nebelstreifen, mehr nicht. Rechts und links am Ufer sah ich hin und wieder einige Lichter. Schwache, gelbe Punkte im Dunst des Abends.

Als ich weiterging, hörte ich meine eigenen Schritte überlaut. Zudem spürte ich, daß die Brücke nie völlig ruhig war. Sie vibrierte immer, es war ein leichtes Zittern, das nicht nur das Gestänge, sondern auch durch die Fahrbahn lief.

Von dem Raben entdeckte ich nichts. War es nur ein einzelner, oder lauerten mehrere davon irgendwo in der Nähe?

Ich ging weiter.

Der parkende Bentley blieb hinter mir zurück. Unter einer querlaufenden Strebe duckte ich mich hinweg. Im nächsten Moment erklang ein hohles Geräusch, als ich über Eisenplatten ging, dann stand ich wieder auf der Fahrbahn.

Bevor mich das Licht zweier Scheinwerfer erreichen konnte, ging ich in Deckung.

Der Wagen passierte mich.

Wieder wurde es dunkel. Ich wollte auch die Fahrbahn überqueren und auf die andere Seite gehen. Meine Beretta hielt ich in der Hand. Der Arm hing am Körper herab. Die Waffe bildete die Verlängerung der Hand. Wenn ein Vogel auftauchte, würde ich sofort schießen.

Der Weg war frei, ich konnte die Fahrbahn überqueren. Einen Blick nach rechts warf ich. Dort stand der Bentley. Da die Innenbeleuchtung des Wagens nicht brannte, konnte ich Glenda kaum sehen. Ich winkte ihr beruhigend zu und überquerte die Straße.

Kaum hatte ich die Mitte erreicht, als ich hinter mir das Geräusch hörte. Mein Gegner mußte irgendwo in Deckung des Gestänges gelauert haben, und zwar so lange, bis ich ihm den Rücken zuwandte.

Jetzt war er da.

Ich kreiselte herum.

Gleichzeitig fuhren aus beiden Richtungen zwei Wagen heran, und ich stand mitten auf der Fahrbahn, sah mich dem Angriff des Rabens mit den glühenden Augen gegenüber und wurde von zwei Seiten mit

Licht übergossen.
Dort wo ich stand, schienen die Lichtkegel explodieren zu wollen. Ich konnte überhaupt nichts mehr sehen, wurde geblendet, und mir war klar, daß ich auf keinen Fall stehenbleiben durfte, die beiden Wagen würden mich frontal packen.
Ich ließ den Vogel sausen und hetzte mit gewaltigen Sprüngen weiter.
Ein Fahrzeug war schon verflucht nahe. Fast zu nah, denn der Fahrer mußte hart auf die Bremse treten.
Da kreischten und wimmerten die Reifen. Sie jaulten auf dem Asphalt, ein Hupsignal ertönte, brandete in meinen Ohren, und ich stolperte im letzten Augenblick hinter die Pfeiler in Deckung.
Vor dem Fahrzeugen war ich sicher, nicht vor dem dämonischen Vogel. Während ich mit der Balance kämpfte, hörte ich das Flattern der Flügel und sah das Tier auch dicht vor meinem Gesicht.
Blitzschnell brachte ich die Waffe hoch und feuerte. Der Vogel hatte sein Maul aufgerissen.
Ich gab ihm das Geschoß zu schlucken.
Er explodierte. Federn, Asche, Knochenteile umwirbelten mich, ich hatte Ruhe.
Nicht vor den Fahrern der beiden Wagen. Die Türen flogen auf, zwei Männer verließen die Fahrzeuge, sie rannten wütend auf mich zu, und ich hielt ihnen nicht nur die Pistole entgegen, sondern auch meinen Ausweis. Zusätzlich sagte ich: »Scotland Yard. Fahren Sie weiter, Sie stören einen Einsatz.«
Der Satz wirkte. Erstaunt schauten sie mich an. Einer antwortete: »Können Sie da nicht vorher warnen?«
»Nein.«
Dann gingen sie und fuhren in getrennte Richtungen ab. Hinter ihnen hatten sich einige Wagen gestaut. Es dauerte etwas, bis sich der Stau auflöste.
Ich wischte den Schweiß von meiner Stirn. Mittlerweile kamen mir Bedenken, ob es so richtig von mir war, hier auf der Brücke zu warten. Es konnte leicht einen Unfall geben, und Unschuldige wollte ich in die dämonische Auseinandersetzung nicht mit hineinziehen. Deshalb traf ich eine Entscheidung.
Runter von der Brücke. Ich wollte am Ende auf Suko warten. Das würde er auch begreifen, ohne daß ich ihn zuvor anrief, denn auf seiner Harley konnte ich ihn nicht erreichen.
Bevor ich auf den Bentley zulief, schaute ich mich um und suchte weitere Raben.
Im Moment konnte ich nichts erkennen. Keine glühenden Augen starrten aus dem Dunkel der Finsternis zwischen den hohen Eisenträgern.

Wieder rauschte ein Fahrzeug heran.
Ich ließ es vorbei, und es befand sich ungefähr auf meiner Höhe, als ich den scharfen Knall vernahm.
Einen Schuß!
Ich zuckte zusammen, schaute sofort zum Bentley hin und sah die drei dämonischen Raben.
Glenda hatte gefeuert. Das Fenster war nach unten gefahren. Glenda hatte sich über den Fahrersitz gebeugt, sich dabei langgemacht und auf die Tiere gezielt, die den Bentley umschwirrten.
Es war nicht sicher, ob sie auch getroffen hatte, denn als ich mich in Bewegung setzte, schoß sie zum zweitenmal.
Diesmal sah ich deutlich, wie die Silberkugel einen der Körper zerstörte. In der Luft wurde er zuerst gestoppt und dann kurzerhand zerrissen.
Zwei blieben noch.
Die wollte ich mir schnappen.
Die dämonischen Vögel hatten sich auf den Wagen und damit auf Glenda konzentriert, mich bemerkten sie nicht. Vielleicht war ich auch zu schnell, auf jeden Fall hatte ich noch Zeit, meinen Dolch zu ziehen. Ein Sprung aus dem Lauf brachte mich fast bis an den Bentley, mein Arm fuhr von oben nach unten, und der Silberdolch fand mit tödlicher Präzision sein Ziel.
Der Rabe wurde durchbohrt.
Auch hier geschah das gleiche, als hätte ich das Wesen mit einer Silberkugel vernichtet.
Staub, Knochen, Federn, Asche… das alles rieselte mir entgegen. Ich tauchte darunter hinweg, um mich um den letzten Raben zu kümmern. Der jedoch zog eine Flucht vor. Er war schneller als ich und verschmolz mit der Dunkelheit des Brückengestänges.
Einen weiteren Raben entdeckte ich nicht in unmittelbarer Nähe. Ich riß die Fahrertür auf und warf mich in den Wagen.
Glenda zitterte am ganzen Leib. »Ich… ich habe einen erwischt«, flüsterte sie.
»Gratuliere.«
»Spaß hat es mir nicht gemacht zu schießen.«
Ich nickte ernst. »Sicher, wem macht es schon Spaß, die Waffe zu gebrauchen. Manchmal jedoch gibt es keine andere Möglichkeit, glaub mir, Mädchen.«
»Ich beneide dich nicht um deinen Job, John.« Sie hob die Schultern. »Aber was soll's, jetzt hänge ich ja auch drin.«
Da hatte sie recht.
»Wir werden fahren«, sagte ich.
»Nicht auf Suko warten?«
»Doch. Allerdings am Ende der Brücke. Hier ist es mir zu gefährlich.

Wenn wir angegriffen werden, und Unschuldige geraten zwischen die beiden Parteien, würde ich mir mein Leben lang Vorwürfe machen. Suko wird das begreifen, auch ohne daß wir ihm Bescheid gegeben haben. Er fährt sicherlich bis zum Ende der Brücke durch.«

»Wir wollen es hoffen.«

Ich startete. Hinter und vor mir lag die Fahrbahn frei. Es war auch kein Wagen in Sicht, aber Glenda sah etwas.

»John, stopp!«

»Was ist denn?«

Sie deutete nach vorn und nach hinten. »Da, der Schein!« flüsterte sie. »Grün und blau zur gleichen Zeit. Der steht mitten auf der Straße und flackert.«

Was sie mit so vielen Worten umschrieben hatte, dafür hatte ich ein einziges.

Hexenfeuer!

Und es war dabei, uns einzuschließen…

***

Etwa zwei Sekunden blieb ich unbeweglich sitzen. Ich mußte mich erst auf die neue Situation einstellen, zudem gefiel mir auch die etwas beengte Sicht nicht, deshalb stieg ich noch einmal aus und stellte mich mitten auf die Fahrbahn.

Ja, Glenda hatte sich nicht getäuscht. Die blaue Wand kam von vorn und auch von der Rückseite.

Es waren hüfthohe Flammen, die über die Straße wanderten, zuckende, tanzende Gebilde, mit Spitzen, so daß sie wirkten wie flammende Schwerter. Die Wege waren uns versperrt. Was blieb, war der Kampf. Ich öffnete am Heck die Haube, danach den Deckel des Einsatzkoffers und nahm meinen Bumerang hervor.

Sollte Jane Collins die Flammenwand begleiten, dann mußte ich eine Entscheidung treffen.

Mein Gesicht wirkte wie aus Granit gehauen, als ich wieder in den Bentley stieg.

Glenda hatte Angst. Auf ihrer Stirn lagen kleine Schweißperlen. Die Sehnen und Adern unter der Haut am Zeichen bewegten sich, als sie trocken schluckte.

»Was haben wir für eine Chance, John?«

Ich legte den Bumerang auf meinen Schoß. »Weiß ich nicht. Wir müssen es probieren.«

»Willst du auf die Flammenwand zufahren?«

»Ja.«

»O Gott, die wird uns…«

»Noch ist nichts sicher, Mädchen. Wenn wir tatsächlich Pech haben sollten, bleibt uns noch der Sprung ins Wasser.« Ich grinste schief.

»Hoffentlich kannst du schwimmen.«
»So einigermaßen.«
»Na denn.« Ich startete. Langsam rollte der schwere Wagen an. Lange konnten die dämonischen Gegner die Flammenwände nicht aufrechterhalten. Sie wurde nicht nur von uns gesehen, auch von anderen Zeugen, die vielleicht die Polizei riefen.
Ansonsten war alles normal. Unter uns gurgelte die Themse, letzte Schiffe fuhren noch, da leuchteten entfernte Lichter, nur auf der Brücke näherte sich uns das lautlose Grauen von beiden Seiten.
Glenda war ebenfalls nicht angeschnallt. In diesem Fall von Vorteil, denn wir mußten wahrscheinlich schnell aus dem Wagen, wenn es hart auf hart kam.
Selten hatte ich so gespannt in meinem Auto gesessen. Und es stellte sich die Frage, ob wir es überhaupt schaffen konnten. Würden die blauen Flammen mein Fahrzeug vielleicht vernichten?
Ich fuhr nur im ersten Gang. Neben dem Wagen hätte ein Baby herlaufen können, so langsam bewegte er sich voran. Auch die blaue Wand blieb nicht stehen. Sie hielt ihre Geschwindigkeit bei, sowohl vor als auch hinter uns.
Dann sahen wir die Raben.
Über der blauen Wand erschienen sie. Dunkle Schatten mit rotglühenden Augen und gefährlich anzusehen.
Wild flatterten sie auf und ab, ohne uns allerdings zu nahe zu kommen. Dafür begleiteten sie zwei andere Wesen, die plötzlich in der Wand aus Flammen standen.
Eine war Jane Collins.
Die andere Wikka!
Die Schülerin hatte ihre Meisterin zu Hilfe gerufen. So langsam kam ich zu der Überzeugung, daß die ehemalige Detektivin es wirklich auf einen entscheidenden Kampf hinauslaufen lassen wollte.
Beide Hexen standen dicht nebeneinander. Vom Äußeren her konnten Frauen nicht gegensätzlicher sein. Wikka mit pechschwarzen Haaren und einem bleichen Gesicht, aus dessen Stirn und dicht am Haaransatz zwei Schlangen wuchsen, daneben die blondhaarige Jane Collins und von der Erscheinung her mit vielen Vorzügen der Natur bedacht.
Zwei vom Aussehen her unterschiedliche Frauen, im Prinzip verfolgten sie das gleiche.
Die Vernichtung und den Dienst an Satan!
Sie kamen mit dem Feuer. Nichts brannte an ihnen, sie standen in den Flammen wie zwei finstere Göttinnen und schauten uns starr entgegen.
»Kannst du nicht schießen?« flüsterte Glenda.
Ich hob die Schultern. »Natürlich, weiß aber nicht, ob es etwas

ausrichtet. Außerdem tanzen die Flammen, das Büchsenlicht ist schlecht. Wie ich sehe, müssen wir uns etwas anderes einfallen lassen.«

»Und was?«

»Raus aus dem Wagen.«

»Das meinst du doch nicht im Ernst.«

»Doch.« Ich stoppte schon. Gleichzeitig öffnete ich die Tür an meiner Seite. Mit einer Kopfbewegung machte ich Glenda klar, meinem Beispiel zu folgen.

Auch sie stieg aus.

Bevor Glenda überängstlich wurde, lief ich um die Kühlerschnauze herum und trat dicht neben sie. Ein schneller Blick über die Schulter zeigte mir, daß die Flammenwand an der hinteren Seite verdammt nahe herangerückt war.

Ich bekam eine trockene Kehle. »Sei jetzt ganz ruhig!« hauchte ich Glenda zu, »und hast du deine Pistole?«

»Ja.«

»Dann achte du auf die Raben, ich werde mir meine beiden Freundinnen vorknöpfen.«

»Wenn das nur gutgeht!«

»Werden wir gleich wissen.«

Selbstverständlich hatte ich auch meinen Bumerang mitgenommen. Ich wollte ihn schleudern, und zwar zuerst auf Wikka. Vielleicht gelang es mir, sie zu köpfen, dann konnte ich unter Umständen Jane von dem unheilvollen Bann befreien, wenn Wikka nicht mehr existierte.

Gedanken, die mir in Sekundenschnelle durch den Kopf schossen, während ich langsam den rechten Arm hob. In der Hand hielt ich die silberne Banane, in der anderen die Beretta.

Keiner hatte bisher ein Wort gesprochen. Weder Jane, Wikka noch ich. Die Spannung, die sich zwischen uns aufgebaut hatte, wurde unerträglich. Wie ein elektrischer Strom lief sie über meinen Körper, und ich schluckte ein paarmal, um meinen Magen zu beruhigen.

Da hörte ich das Geräusch.

Es war ein Röhren. Dumpf, gleichzeitig fordernd und aggressiv. Und es klang hinter unserem Rücken auf.

Jemand kam.

Ein Verdacht entstand in meinem Gehirn. Ich wollte ihn bestätigt wissen, drehte mich kurz um und sah plötzlich ein rasendes Ungeheuer durch die Flammenwand stoßen.

Suko und seine Harley!

Der Chinese schien mit ihr verwachsen zu sein. Technik und Mensch verdeutlichten eine rasende, kraftstrotzende Symbiose, die alles niederreißen konnte.

Er war nicht aufzuhalten. Wie ein donnernder Urweltgötze jagte er heran. Ich zögerte mit dem Wurf und glaubte, trotz dieses mörderischen Geräuschs einen gewaltigen Schrei zu hören.

»Topar!«

Plötzlich war alles anders. Glenda und ich erstarrten, und Suko übernahm die Initiative…

***

Dem Inspektor hatte niemand zu erklären brauchen, was geschehen war. Er besaß Augen im Kopf, um zu sehen. Und er handelte. Die Feuerwand schreckte ihn nicht, denn Suko war in diesen Momenten klargeworden, daß er einfach alles auf eine Karte setzen mußte, wenn er noch etwas gewinnen wollte.

Feige war Suko nicht. Auch in dieser Situation bewies er seinen Mut, als er mit vollem Tempo in die Flammenwand hineinraste, obwohl er nicht wußte, was sich dahinter befand.

Für einen Moment spürte er einen seltsamen Schlag, der ihn schwindlig werden ließ. Schwarze Magie hatte ihn angegriffen, dann war er hindurch, und die Magie hatte nicht gewirkt, weil Suko zu schnell gewesen war.

Freie Sicht!

Er sah den Bentley, daneben John und Glenda und weiter vorn die zweite seltsame Flammenwand, über die einige Raben flogen, die aber auch mit Wikka und Jane besetzt war.

Suko hatte den Stab. Er wußte nichtgenau, ob er das richtige in dieser Lage tat, er versuchte es einfach und schrie das Wort Topar.

Fünf Sekunden Zeitunterbrechung!

Reichten sie?

Nur Suko und seine Maschine konnten sich bewegen. Und die Harley war voll aufgedreht. In fünf Sekunden hatte sie schon eine gewisse Strecke zurückgelegt.

Suko lag so flach auf der Maschine, daß er kaum zu sehen war. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck, der rote Helm leuchtete fahl im blauen Licht.

Eins, zwei…

Im Geist zählte der Chinese mit.

Und bei drei war er da.

Er rauschte über sie wie ein Ungewitter. Alles war so schnell gegangen, daß selbst Wikka und Jane nicht dazu kamen, eine Gegenreaktion zu treffen, sie wurden voll gepackt.

Und Suko raste nicht nur genau auf die beiden zu, sondern zwischen sie hindurch. Es bestand kaum Zwischenraum, das hatte der Chinese auch einkalkuliert.

Dann spürte er den Schlag. Schneller als ein Gedanke, er sah noch

Körper wegfliegen, sich in der Luft überschlagen, spürte wieder den magischen Anprall und war durch.

Eisern hielt er den Lenker fest, denn jetzt mußte er bremsen.

Vor der Brücke hatten sich Fahrzeuge gestaut, hier würde es nicht anders sein.

Sie kamen ihm vor wie Kolosse, rasend schnell wurden sie größer. Und Suko bremste. Er legte, was er hatte, in diese Vollbremsung, versuchte die Maschine unter Kontrolle zu behalten, das gelang ihm nicht mehr, er rutschte weg, drehte sich um die eigene Achse, bekam Bodenkontakt und schlitterte über den Asphalt.

Die Harley ließ Suko sausen, denn er hatte sich schnell gelöst. Auch sein Körper wollte ihm nicht mehr gehorchen. Andere Kräfte spielten mit ihm, schleuderten ihn herum, und Suko konnte froh sein, daß der Helm hielt.

Als er schließlich lag, da hatte ihn der Helm vor einem Schädelbruch bewahrt, die dicke Kleidung vor sonstigen Knochenbrüchen, nur Prellungen hatte er abbekommen, aber das war er gewohnt, dieser alte Haudegen aus China…

***

Als wir uns wieder bewegen konnten, war die Flammenwand an beiden Seiten der Brücke verschwunden.

Klare Sicht.

Und das hieß, daß wir die Scheinwerfer der sich stauenden Fahrzeuge entdeckten, sowohl vorn als auch hinter uns.

Ich stieß Glenda an, die ungläubig in die Runde schaute. »Komm, Mädchen, wir müssen uns um Suko kümmern.«

An Wikka und Jane dachte ich nicht. Sie waren mir in diesem Moment egal, es zählte nur mein Partner.

Zu ihm rannte ich hin.

Ich fand ihn auf dem Boden hockend und von zahlreichen Menschen umringt. Als ich mich durch den Kreis schob, grinste er. »Na, du alter Schwede, alles klar?«

»Mensch, Suko, du hast Nerven.«

»Die braucht man bei euch auch. Aber hilf mir mal hoch, so eine Rutschpartie hat auch ihre Tücken.«

Was mit Wikka und Jane nun genau passiert war, das wußten wir auch nicht. Auf jeden Fall waren die beiden verschwunden. Ihre dämonischen Raben hatten sie mitgenommen.

»Ob sie vernichtet sind?« fragte Glenda.

»Dann würde mein Stab nicht mehr funktionieren«, erwiderte Suko und warf Glenda einen schrägen Blick zu, bevor er lächelte. »Um euch zu retten, hätte ich das gern in Kauf genommen.«

Um es vorwegzunehmen. Sukos Stab funktionierte noch. Ein Zeichen,

daß er Wikka und Jane nicht getötet hatte.

Es dauerte dennoch länger und wurde bereits Mitternacht, als wir Glenda bei den Conollys ablieferten.

Natürlich mußten wir erzählen. Zwischendurch erreichte uns ein Anruf, daß Sukos Maschine zur Reparatur gegeben worden war. In einigen Tagen bekam er sie zurück.

Vier Stunden später machten wir uns wieder auf die Socken. Sheila, Glenda und Bill standen in der Haustür und winkten. Sheila hatte einen Arm um Glenda gelegt. Die beiden würden sich bestimmt vertragen, und ich hoffte, daß Jane Collins von ihrer Rache erst einmal genug hatte, denn wir hatten uns auch noch mit anderen Gegnern herumzuschlagen.

Und nicht zu knapp, wie die nächsten Fälle zeigen sollten…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 234 »Macht und Mythos«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 216 »Der Ripper kehrt zurück«, John Sinclair Nr. 217 »Die Hexeninsel«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 100 »Die Drohung«